

# Geschichte der Stadt Stuttgart

Bemerkungen zu H. Decker-Hauuffs Werk

Von Ernst Müller

Buchgeschichtlich ist das von der Städtischen Sparkasse und der Städtischen Girokasse Stuttgart in einer Großauflage in Auftrag gegebene Werk ein Novum, das vergleichsweise an Prachtausgaben der Geschichte des Landes Württemberg aus der späten Königszeit erinnert. Auf jeder der 350 zweiseitigen Seiten in Großformat und auf sattem Kunstdruckpapier beherrschen mehrfarbige und einfarbige Bilder, üppige genealogische Tafeln, Grundrisse, Siedlungs- und Burgenkarten, ganzseitige Fotos (die Weigand-Modelle), Faksimiles wichtiger Urkunden das Seitenbild. Es handelt sich ausschließlich um textgemäßen Bildschmuck. Von den Montagen dörflicher Kirchen und Ruinen abgesehen, die aber auch eigene Aufnahmen sind und von einer Postkartenschau sich vorteilhaft unterscheiden, sind mindestens 30 Prozent des Gesamtbestandes, insofern für den heutigen Leser und vielfach auch Kenner Novitäten, als sie zum erstenmal im Zusammenhang einer Geschichte der Stadt Stuttgart und ihres umgebenden Raumes aus Archiven geholt und stark vergrößert sichtbar gemacht wurden. Hier kann man nur staunen und bewundern und den Sparkassendirektoren ergebensten Dank sagen, daß sie dem Geschichtsschreiber so ziemlich alle Wünsche – und oft waren es äußerst entlegene Wünsche, oft auch Hobbies – in Sachen der bildmäßigen Ausstattung erfüllt haben. Wahre Kostbarkeiten und Rarissima sind darunter, die jeder Freund der württembergischen Geschichte gerne in seiner Bibliothek hat, die vielen, die sich berufsmäßig mit dem speziellen Stoff beschäftigen und ihn in Lehrmünze umsetzen müssen, bald ein unentbehrlicher Fundus sein werden.

Wir sagten: die Fotos und Karten sind kein Schmuck, es sind auch keine Erläuterungen zum Text, sondern sie sind ein Stück Textgeschichte selbst, da sie landschaftliche Sprengelgrenzen und Schriften, Architektur und kirchliche Plastik, Turmbau, Glasfenster und Buchmalereien der Anfangszeiten bis 1530 so genau wie möglich festhalten. Optisch wird der Raum Stuttgart mit diesen Überbleibseln umfassend erschlossen.

Wir verzeichnen deshalb etwas Ungewöhnliches. Die Geschichte der Stadt erscheint in dem Werk in einer gekürzten optischen und in einer ausführlichen essayistischen Darstellungsform. Der Leser hat die Auswahl, er kann in Gänze alle Forschungsergebnisse des Verfassers in den kursiv gedruckten Bildunterschriften aufnehmen. Wenn er dann Lust und Zeit hat, geben ihm streng geführte und methodisch wechselnde Untersuchungen nähere Auskunft, wie Forschungsergebnisse zustandekommen. Die Kurzform macht Vergnügen, die Untersuchung erfordert Anstrengung und ruft bei dem oder jenem auch Widerspruch hervor. Zu bemerken ist, daß im kleingedruckten Anhang auf übliche wissenschaftliche Weise alle 349 Bilder (nicht die 12 Stammtafeln, die im Haupttext erklärt werden) noch einmal beschrieben und registriert werden. Die wissenschaftliche Arbeitsweise des Verfassers bringt es mit sich, daß er zustimmend nur wenig aus der reichen Literatur zitiert (vielleicht Karl Pfaff zu wenig). Doch hier berühren wir eine Art der Geschichtsschreibung, die Forschung und Darstellung vermengt und mit mindestens nicht ganz neuen, aber doch noch weithin unerprobten Methoden arbeitet.

Aufs Ganze gesehen besteht diese Geschichte aus einem Mosaik von Einzeluntersuchungen ganz verschiedenen Charakters. Es sind ausgearbeitete Vorlesungsmanuskripte über die Landes-, Dynasten- und politische Geschichte. Schon Bekanntes wird vorausgesetzt und da mitbenützt, wo es dem Verfasser nützlich ist, ein noch unbekanntes Ergebnis zu stützen. Auf eine durchgehende Kausalität ist verzichtet. Die Forschung überwiegt die Darstellung. Erstere trägt die Züge kombinierender Originalität, letztere sinkt, wenigstens in den Abschnitten der Vorgeschichte in den einführenden Katalogstil ab und leidet eher an unpassenden Überhöhungen, die mehr ästhetischen als historisch vergleichenden Wert haben.

Decker-Hauuff schreibt aus der beflügelnden Emotion und einer antreibenden Neugierde, die etwas Barockes hat und der üblichen bekannten Nüchternheit der Württemberger auffallen muß. Ob da wohl fremde, schätzungsweise österreichische Komponen-

ten, ob da Musisches und Pathetisches mitwirkten und sich einer tüfteligen Genauigkeit angleichen? Der Verfasser hat in Wien promoviert und war als Archivar daselbst tätig, bevor er den Exodus in seine schwäbische Heimat, in sein Stuttgart gezwungenerweise nach der Katastrophe hat ausführen müssen. Ausfahrt und Heimkehr stehen in einem kreuzweis dialektisch überlagerten Verhältnis.

Das glaubte ich aus der Anordnung der 156 Kurzabschnitte des Werkes herauslesen zu können. Der unablässige Wechsel von Abschnitten rein epochenumgreifenden Charakters mit Abschnitten von pompösen Charakterschilderungen fürstlicher Persönlichkeiten, mit Vorliebe die von bedeutenden Gemahlinnen, überkreuzt sich mit dem Wechsel von familiengeschichtlichen, künstlerischen, kirchen- und baugeschichtlichen Untersuchungen. Da sind die mannigfaltigsten Methoden am Werk, um geschichtliche Epochen so lebendig und farbig wie möglich zu facettieren. Ein Bedürfnis, trockene Strecken mit am Wege liegenden Anekdoten und apokryphen Überlieferungen aus den Sammlungen von Tante Fanny lesbar zu machen, macht die Schreibweise charmant und schaumig und füllt die Seiten mit autochthonen Geschmäcklein.

So könnte man z. B. den Eingangsabschnitt, gleichsam den Prolog „Was ist uns Stuttgart“ ins Lesebuch für höhere Töchter übernehmen. Glückseliges Stuttgart, blühendes Biedermeier, kleiner Bub, der ehrfurchtsvoll die Mütze zog, wenn ihm der Vater, ein enragerter Württembergica-Sammler, aus vergangenen Zeiten erzählte und den Jungen mitgenommen hat zu den ehrwürdigen Denkmälern im Kreuzgang der Hospitalkirche oder zum alten Stockmayer, wo es die maroquinledegebundenen Bände der herzoglichen Bibliothek zu bestaunen galt oder ins Schauspiel, wo Elsa Pfeiffer die klassischen Heroinnenrollen spielte oder ins Cembalokonzert im Weißen Saal, wo Hesses Neffe Carlo Isenberg spielte, jener Isenberg, der für Hesse die Musikkapitel im Glasperlenspiel lieferte und dergleichen mehr.

Guckkastenblicke solcher Art in weit zurückliegende Zeiten der Stadtgeschichte, so steht es im Prolog, hat der erzählfreudige und vielwissende Verfasser denn auch so munter und neugierig wie möglich geschrieben. Sie sind ihm allesamt gut gelungen, und wo Verzerrungen an Irrtümer zu grenzen scheinen, da werden sie beleuchtet von der glühenden Farbe der Entdeckerfreude.

Doch da, wo die Abschnitte, besonders der ersten urkundlich belegten Jahrhunderte, auffallend stark mit ungedruckten Quellen, d. h. Handschriften aus

dem Hauptstaatsarchiv (die Deckerschen Hausheiligen Gabelklover Vater und Sohn, und die „warhaftige Beschreibung, wie das Land Württemberg zu einem Herzogtum sei erhöht worden“ des Kanzlers Feßler 1572) arbeiten, werden wir mit schockierenden Ergebnissen bekannt gemacht, die völlig neue Aspekte erschließen und daher wohl zunächst einer unkritischen Darstellung und Bekanntmachung bedürfen.

Der Verfasser nahm eine Umwertung des Quellenbestandes vor. Seine Vorgänger in der Stadtgeschichtsschreibung, wie Karl Pfaff, Eugen Schneider, Adolf Rapp, Adolf Diehl, um nur die wichtigsten zu nennen, gingen davon aus, daß Urkundenwert von historischer Bedeutung nur zeitgenössische Urkunden, womöglich Siegel-Urkunden besitzen, und daß sekundäre Quellen wie Chroniken oder mündliche Überlieferungen oder viel später geschriebene Aufzeichnungen nur kritisch verwertet werden dürfen, falls sie nicht eindeutig der Legende angehören. Decker-Hauff indes durchbrach den Alleingültigkeitswert besiegelter zeitgenössischer Urkunden auch deshalb, weil man in der Paläographie zur Erkenntnis gelangt war, daß mindestens die frühen Königs- und Privaturkunden im vornherein tendenziös abgefaßt sind und daher ihrerseits einer Untersuchung auf historische Richtigkeit bedürfen. Da nun für die frühen Jahrhunderte in Urkunden betreffend das Stuttgarter Siedlungsgebiet Nennungen überaus spärlich sind, kann es dem Forscher kaum verübelt werden, wenn er aus späteren Nennungen zur Erhellung weiter Dunkelheiten Rückschlüsse zieht im Bewußtsein, etwas Neues entdeckt zu haben.

Dazu kommt, daß da wo die Schrift schweigt, die Steine reden, deren Aussagewert aber die auf Urkunden eingeschworene Forschung von jeher bestritt. Nun hat die Bodenkunde nach 1945 ein besonders ideal zertrümmertes und aufgerissenes Stadtgelände vor sich gehabt. Mit seinem Freund Hans Koepf, einem Bauhistoriker, ist der Verfasser tagelang auf der Suche nach ältesten Mauerteilen gewesen, von denen niemand annehmen durfte, da sie gänzlich verbaut waren, sie jemals wieder in einer entsprechenden Tiefe anzutreffen und zeitlich fixieren zu können. Der von Philologen aufgestellte Grundsatz „saxa non loquuntur“ ist gleichfalls durchbrochen worden, denn eben die Steine wiesen entgegen den Urkunden, oder vielmehr die Urkunden erst recht bestimmend, auf die Gründung einer Stadt, die weit vor dem heute als üblich angenommenen Datum um 1240 liegt. Im Betreff der Archäologie kam dann der Verfasser zu ältesten, freilich vorstädtischen Siedlungsspuren, die mit den Forschungen

des Architekten Karl Weidle nicht übereinstimmen. Wohl ein Beweis, daß die Sprache der Bodenspuren auch gelernt sein will.

Nicht neu, aber originell handhabt der Verfasser die Patrozinienforschung, die uns über die ersten Siedlungen durch Nennung des Kirchenpatrons erste Hinweise der Zugehörigkeit zu einem Stamm, einer Familie, einer Herrschaft zu vermitteln weiß. Freilich gibt es auch dabei Fallen und Probleme und nicht immer sichere Leitfäden, besonders wenn man früher oder später unterscheiden will und die Kontinuitätsfrage stellt. Oft ist es so: die Erbauer von Burgen hinterließen keine Erinnerung, die Patrone von Kirchen dagegen überdauerten die Zeiten. Aus Klosterurkunden, den ältesten, die wir haben, lernen wir, wenn Stiftungen oder Schenkungen gemacht werden, gelegentlich auch die weltlichen Schenker kennen.

Das Kloster St. Gallen nennt in einer Schenkung einen Herzog Gottfried (695/710), der Güter an das Kloster stiftete, die in der heutigen Stadtmarkung gelegen waren. Was nicht weiter erstaunlich ist, der alemannisch-(schwäbische) Herzog hat Besitz im Stuttgarter Tal. Indessen, der Verfasser folgert weiter: aus den mannigfachen Galluspatrozinien in der weiteren Umgebung von Stuttgart (Fellbach, Oberlauf des Feuerbach) läßt sich schließen, daß besagter Herzog Gottfried seinen Sitz oder einen seiner Sitze am Neckar auf dem heutigen Gut Biberburg (im Raum Cannstatt – Mühlhausen) hatte. „Dort wo die Römer schon einen militärischen und zivilen Schwerpunkt gesetzt hatten“ (gemeint ist die abgegangene Martinskirche auf der linksufrigen Altenburg, die Sprengelkirche, zu der auch die heutige Stadtmarkung Stuttgart gehörte), „wo die natürlichen Linien der im Gelände vorgezeichneten Verkehrswege seit eh und je zusammenliefen, dort saß, spätestens am Ende des 7. Jahrhunderts, der schwäbische Herzog“ (S. 38).

Fragwürdiger ist das Zusammenbringen der „heiligen Ärzte“ Cosmas und Damian mit den Mineralquellen. Es handelt sich dabei um die spätere und heute als Mittelpunkt stehende Cannstatter Stadtkirche. Eine Namensübertragung des Martin finden wir in der heute noch stehenden Martinskirche in der früheren Siedlung Brie direkt unterhalb der Altenburg.

Hinweise auf Herkunft holt der Verfasser aus einer Gruppe von Titelheiligen heraus, die in vier benachbarten Pfarreien vorkommen. Das Paar Martin – Mauritius (Wehrkirche in Feuerbach) kommt aus dem fränkischen Tours an der Loire (Martin) und aus St. Maurice an der Rhône, oberhalb des Genfer Sees (Burgundisch). Das Paar erscheint mit Maria, der Patronin der Bischofskirchen von Konstanz und

Straßburg, zu der sich der heilige Michael gesellt (etwa Dorf Wangen). Maria und Michael beherrschen Bergkirchen (Wangen, Berg) Martin – Mauritius befinden sich an den Randlagen des Großsprengels Martin auf Altenburg. Sowohl die Vierergruppe als auch ihre geographische Lage scheinen dem Verfasser einen Plan anzuzeigen, der auf fränkische Missionierung und das Jahr um 700 weist, was also das Datum der Christianisierung des Gebietes um nahezu ein halbes Jahrhundert früher ansetzt als wir es bisher angenommen haben.

Einen festen Plan sieht er wirksam auch in jenen Kirchen, die rings um römische Kastelle gruppiert sind und die Titelheilige (zu den eben genannten) wie Petrus, Jakobus, Stephanus, Johannes der Täufer und „berittene Heilige“ wie Georg bringen, die vom Feudal-Adel der frühen Zeit als ihren Symbolen wohl Zeugnis ablegen. Dabei fällt auf, daß die Namensgruppen mit den Kastellbezirken wechseln. Der Rottenburger Block z. B. wiederholt das Remigius-Patrozinium, und der Köngener Block das des Columban. Die Petrus und Stephanus kommen in abgegangene Dörfern rings um Stuttgart vor. Aus dem Einflußgebiet des Klosters Lorsch (Bergstraße um 780) kommen die Heiligen Nazarius, Nabor (Zazenhausen, Offingen), wieder aus dem Fränkischen Dionysius und Hippolytus (Zuffenhausen). Fränkische Heilige sind Sigismund (wohl merowingisch) und Walpurgis (Mühlhausen).

Indessen, wo der Verfasser in die dunklen Gründe der frühen mittelalterlichen Besiedlungsgeschichte streift, da benützt er nicht nur die in unserer Landesgeschichtsforschung hochspezialisierte Methode der Namensgeschichte der Siedlungen, einschließlich für abgegangene Siedlungen, die Flurnamenforschung (H. Dölkers Standardwerk über die Flurnamen der Stadt Stuttgart nach etymologischer und siedlungsgeschichtlicher Aufgliederung), sondern er holt auch die spätmittelalterlichen Chroniken und die dynastisch ausgerichtete Renaissance-Geschichtsschreibung herbei. Bei dem dabei entwickelten Eifer weiß man nicht genau, ob der Verfasser von abwegigen Annalen-Notizen angeregt wurde oder ob es seine kombinatorische Phantasie war, die ihn zu verblüffenden Thesen aufgemuntert hat. Jedenfalls steht fest, die Kapitel „Die Anfänge des Gestüts“, „Die Erben Herzogs Liudolfs im Stuttgarter Tal“, „Das badische Stuttgart und die Stadtgründung (um 1160 bis um 1260 S. 59 bis 172) sind die aufregendsten und auch anregendsten Kapitel des ganzen Buches und werden künftighin die Landesgeschichtler zu manchen Tourieren aufrufen.

Hier einige Linien.

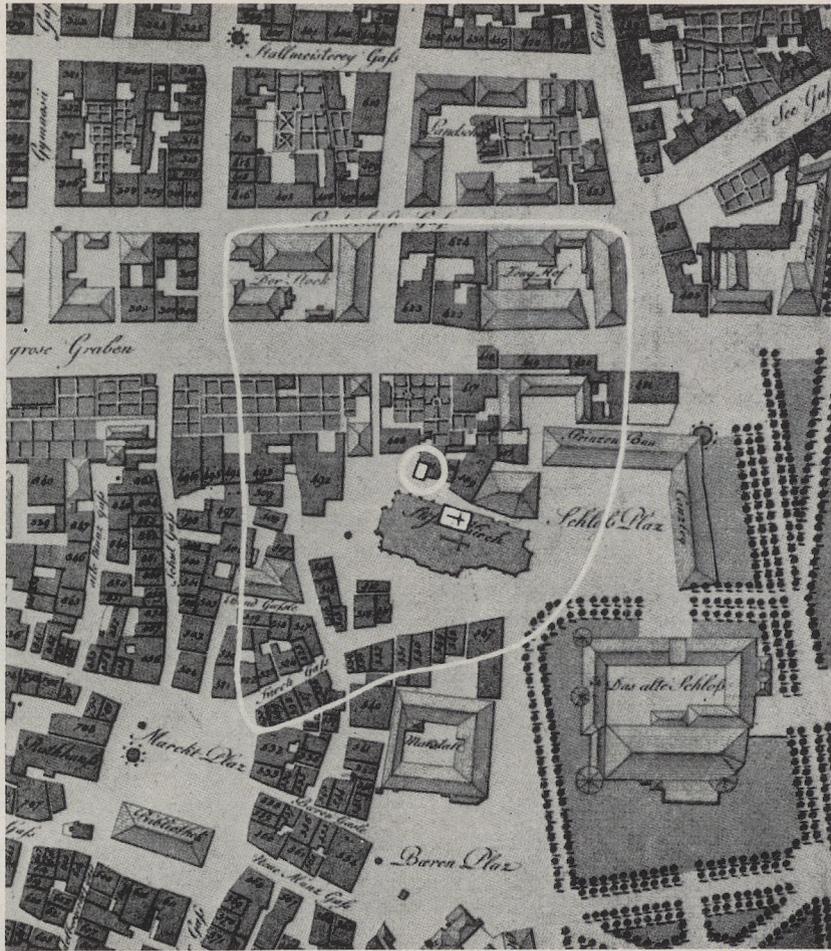
Die Probleme der in unserem Raum vorkommenden -hofen und -hausen und -heim-Siedlungen, die alle um den schon genannten Adelsitz von Burg und Kirche kreisartig herumliegen und, wie H. Jänichen am Fall „Burgfelden“ erwiesen hat, Gründungen einer Dynastenfamilie gewesen sind, erweitert der Verfasser dadurch, daß er im Stuttgarter Tal, wo wir bisher nur die längst abgegangenen oder vermarkten Weiler Immenhofen und Tunzenhofen kennen (aus Flurnamen) einen Ort Frankenbach entdeckt, den er in Kanzler Feßlers Beschreibung (um 1570) gefunden hatte, den aber sonst keine Urkunde und kein Flurnamen nennt. Feßler schreibt den Ort samt Kirche (südlich des ältesten Stadtkerns) Kaiser Konrad II um 1020 zu und gibt auch den Patron an, nämlich den hl. Jakobus. Für den Verfasser wird der Ort darum so wichtig, weil er an der vom Verfasser nachgewiesenen ältesten Fernverbindung durch den Stuttgarter Talgrund über den Bach zur Filderhöhe geradewegs gelegen sein soll. Die Parallelgründung wäre dann Feuerbach an demselben Fernweg. Verfasser vermutet, daß hier einmal mitten im schwäbischen Gebiet Franken saßen und daß der später Nesenbach genannte Bach einmal der Frankenbach (Analogie der Furtbach, der Wäschbach) hieß. Wichtig ist dem Verfasser, daß hier um 1020 ein erster Besitzer, nämlich ein salischer Franke, erwähnt ist. Damit war das Dunkel etwas heller geworden, vor allem konnte der Verfasser der für jeden Historiker so bedeutsamen Frage nach der Kontinuität der Eigentümer im Stuttgarter Tal nachgehen.

Es steht fest, im Namen der Stadt steckt die Erinnerung an eine ältere Siedlung. Humanistischer Gelehrteifer der Feßler und Frischlin brachte letztere in Verbindung mit dem Begriff „Stutengarten“. Ältere Wappen zeigen dann auch weidende Pferde in einem Gestüt. In nicht Stuttgarter Chroniken (die Stuttgarter Überlieferung, sofern sie schriftlich war, ging verloren), war einstimmig die Rede von einem „thier- und stuttgarten“. Dabei wurde Herzog Lupold oder Ludolf von Schwaben, der Sohn Ottos des Großen, der von 949 bis 954 als Herzog in Schwaben regierte, als der Gründer des Pferdeperchs erwähnt. Bis auf den heutigen Tag ist der chronikalische Bericht als Sage und Märchen ohne historischen Wert beurteilt worden, da erst eine besiegelte Papsturkunde aus Perugia, ausgestellt 1229, in einer fortlaufenden Aufzählung von Bebenhäuser Gütern den Namen beiläufig nennt. Der Verfasser schließt sich Karl Pfaff (1845) und Adolf Diehl an,

die einen historischen Kern in der Ludolf-Überlieferung vermuteten. Immerhin, so schließt der Verfasser, gibt es außer Stuttgart im damaligen schwäbischen Bereich noch einige Pferdegestüte, die ohne Zweifel in der Epoche der Ungarneinfälle zur Bekämpfung des mit wilden Pferden ausgestatteten Gegners eine Verteidigungsnotwendigkeit waren. Dazu kommt, daß nächst dem Gestüt ein „Tiergarten“ lag. Beide sind nicht dasselbe, beide verweisen auf eine gelenkte Planung, da ein Gestüt nicht ohne Ställe, Wohnhäuser und Kapelle sein konnte. Erst beide zusammen ergeben jenen Burgfrieden um das Stuthaus und die heutige Stiftskirche (siehe Abb. 1), der dann die westliche Grenze des Tiergartens ist. Das spätere Schloß liegt nicht wie das Stuthaus in der Mitte des feudalen Friedensbezirkes, sondern südlich und außerhalb von ihm. Des Verfassers Burgfrieden-Rekonstruktion auf Seite 67 leuchtet ein. Im Gebiet des alten Schloßplatzes bildete das heutige Schillerdenkmal etwa die Grenze.

Ein weiterer Beweis für die Existenz eines Gestüts des Herzogs von Schwaben wird mit der Leonhardskapelle (fälschlicherweise Urbans- oder Weingärtnerkapelle genannt) im Nordschiff der Stiftskirche, etwa sieben Meter vom alten Stuthaus entfernt, angeführt. Da uns der ursprüngliche Patron der Stiftskirche nicht bekannt ist („Zum heiligen Kreuz“ ist Namensübertragung vom Stift Beutelsbach, vollzogen bei Einweihung der Chorgrablege 1321), kann man, so Hans Koepf, in den romanischen Vorformen der Stiftskirche eingebaut eine dem Pferdeheiligen geweihte Kapelle vermuten. St. Leonhard war also der älteste und ursprüngliche Heilige des Gestüts. Der Beweis jedoch scheint verzerrt. Die Leonhardskapelle als Bestandteil der Chorherrnkirche kann doch wohl nicht mehr als eine Vermutung sein. Pferdeheilige – aber hier braucht man noch weniger die Beziehung auf das Gestüt anzunehmen, da das Pferd in den Ritterzeiten so wichtig wie die Burg war – gab es dann in den zahlreichen Altären die Menge: Georg, Mauritius, Stephanus, die heilige Anna, die Schutzpatronin der Stallknechte. Lauter Berittene, die freilich auch den Chorherrn von Nutzen sein konnten, denn das Pferd gehörte zum durchschnittlichen Lebensstandard.

Ein anderer Beweis ist dem Verfasser die Brigitta von Kildare, die auf den britischen Inseln seit alters als Pferde-Heilige verehrt wird. Da Herzog Ludolfs Mutter die englische Prinzessin Editha war, schließt der Verfasser, daß durch sie der Sohn den Brigittakult in das Stuttgarter Tal gebracht habe. Wenn im Spätmittelalter noch Pforzheimer Adelige Pferde aus



1. Der Bereich des ältesten Stuttgarter „Burgfriedens“ zeigt, daß er vor der Ummauerung der Stadt abgesteckt worden ist. Das Alte Schloß ist nicht eingeschlossen, wohl aber das sogenannte Stuthaus, sowie die älteste Kapelle auf dem Boden der heutigen Stiftskirche (welfisch?) und das „Alte Steinhaus“ in der Grabenstraße (heute Königstraße). Die Stadtmauer der Gründungsstadt des 13. Jahrhunderts durchschneidet diesen ältesten Rechtsbezirk, der wahrscheinlich bis in die Anfänge des Gestüts zurückreicht.

Stuttgart kauften, dann galt das auch als ein Zeichen dafür, daß die Pferdezucht allhier einmal berühmt war.

Beim Versuch einer Rekonstruktion des Stutgartens wird die Wichtigkeit der heutigen Anlagen in Richtung Neckar mit dem westlichen Ende des Burgfriedens samt Stuthaus wichtig, weil dieser langgestreckte Schlauch seit je im Besitz der Dynasten bis auf den heutigen Tag gewesen sei. Die Stuttgarter Anlagen seien dann nichts anderes als der Rest des Stutgartens von 950 (S. 79).

Von hier aus wuchs organisch die Stadt und sog die Weiler und ihre Markungen auf, wobei wiederum

der von Norden nach Süden das Tal durchschneidende Fernweg eine Trennlinie bildete, die Grund und Boden der Dynasten von den talaufwärts liegenden Feldmarkungen der älteren bis in die Karolingerzeit reichenden Siedlungen trennt. Daß dem so bis auf den heutigen Tag sichtbar ist, setzt voraus, wie der Verfasser schließt: Ein Teil der königlichen Anlagen des alten Stutgartens war seit je der Tiergarten der schwäbischen Herzöge, die rings um die Altenburg saßen. Der Name Tiergarten ist freilich von dem Namen Anlagen verdrängt worden, aber zweifelsohne bestand ungestört das Wildgehege, das den Talgrund einnahm, mit einer Dornhecke umzäunt

war und den einzigen Querdurchgang bildete bis zum modernen Durchbruch der Schillerstraße. „Eine Rechtsgrenze des 8., spätestens des frühen 9. Jahrhunderts hat etwa elfhundert Jahre lang die Entwicklung im Stuttgarter Talkessel mitbestimmt“ (S. 85).

Mindestens Ludolf hat um 950 den Tiergarten, der vielleicht schon aufgelassen war, in ein Gestüt umgebaut. Es gehört zu den originellsten Arbeitsweisen des Landesgeschichtlers, daß er da, wo Geographie, Urkunde, Patrozinium nicht mehr weiterhelfen, die Genealogie, die Stammtafel sprechen läßt. Da ist er nun reiner Abkömmling der Wiener Schule und Experte im Verfertigen von verwandtschaftlichen Beziehungen bei einer Überlieferung, die nur weibliche und männliche Vornamen kennt.

Wir gingen von Feßlers und Frischlins Berichten aus, der Sohn Ottos des Großen sei der Begründer des Stutgartens. Aber konnte er, der aus Sachsen stammte, auch der Besitzer des Talgrunds sein? Nach den geltenden Erbschaftsregeln im hochmittelalterlichen Hochadel muß die Antwort nein lauten. Auskunft gibt seine Heirat. Um 947 vermählte ihn sein Vater mit Ita, der einzigen Tochter des Herzogs Hermann I von Schwaben (929–946). Die Mutter Itas war jene Reginlinde, die in erster Ehe mit dem schwäbischen Herzog Burkhard I (917–926) verheiratet war, dem sie eine Reihe von Kindern geboren hatte, darunter die spätere Königin Bertha von Burgund (begraben in Payerne), Mutter der Kaiserin Adelheid, darunter Herzog Burkhard II, der durch seine bayerische Gattin Hadwig (Scheffels Ekkehart), die auf dem Hohentwiel residierte, bekannt geworden ist. Nun, Ita aus zweiter Ehe war eine der reichsten Erbtöchter im damaligen Deutschland, sie brachte ihrem Ludolf nicht nur die Anwartschaft auf das Herzogtum Schwaben, sondern auch reichen Eigenbesitz (Allod) mit. Indessen stammte auch Itas Vater Herzog Hermann nicht aus Schwaben, sondern aus Franken. Auch er bekam die schwäbischen Güter aus der Hand seiner Gemahlin, der Herzoginwitwe Reginlind. Decker-Hauff nimmt an, daß die eben genannten jüngeren Herzöge von Schwaben in Schwaben Eigenbesitz hatten, da eine ununterbrochene Weitergabe von Herzogsgut der alten, im 8. Jahrhundert verdrängten schwäbischen Herzöge an die jüngeren nachkarolingischen Herzöge nicht wahrscheinlich sei.

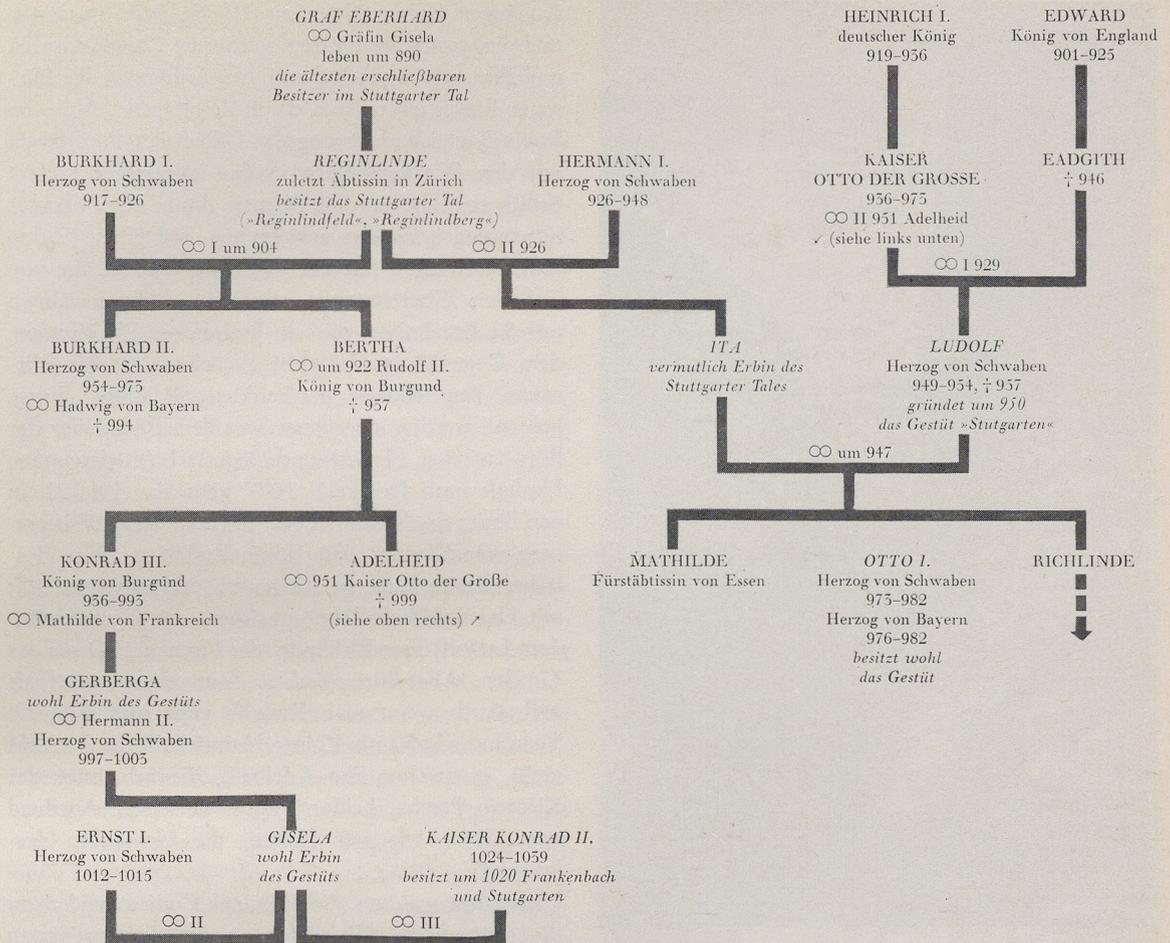
Die Besitzerin war, wie ausgeführt, aber die Herzogin Reginlinde. „Diesem außerordentlich seltenen Frauennamen aber begegnen wir im Stuttgarter Talkessel gleich zweimal, und zwar beide Male in Flurnamen in unmittelbarer Nähe des Gestüts. Im Gelände des

heutigen Katharinenhospitals und des Hegelplatzes finden wir den alten Flurnamen Renlinfeld, dahinter hangaufwärts Renlintberg. Renlinfeld ist aus dem Sprachgebrauch verschwunden; Renlintberg lebt, zu Relenberg verdorben, als Straßennamen fort. Helmut Doelker hat nachgewiesen, daß in beiden Flurnamen der gleiche weibliche Vorname, Reginlinde, steckt.“ Folgerung: „Daß Reginlinde hier als Grundherrin erscheint, festigt die Ludolfüberlieferung wesentlich“ (S. 87). Reginlinde hat nach dem Tod ihres zweiten Gatten als Äbtissin des Prinzessinnen vorbehaltenen Damenstifts zu Zürich (Fraumünster) gewirkt und ist als Einsiedlerin auf der Insel Ufenau im Zürichsee gestorben. Sie hat die große Bedeutung einer Stamm-mutter des ottonischen, salischen und staufischen Herrscherhauses. Im Spätmittelalter verehrte man sie als Schutzheilige für glückliche Geburten (zu vergleichen die Stammtafel auf Seite 88; Abb. 2).

Die Überlieferung über die Weitergabe des Stuttgarter Besitzes bricht mit dem unglücklichen Ludolf (gest. 957) und Ita (gest. 986, Grabmal in Aschaffenburg) ab. Erst mit der Nennung von Frankenschreiber und des Königs Konrad II (1020) durch altwürttembergische Schreiber fassen wir wieder einen Besitzer.

Nun war Konrad kein Herzog von Schwaben, wie die Überlieferung meint, aber er war durch seine Gattin Gisela Schwiegerenkel, Schwiegersohn und Schwager je eines Herzogs von Schwaben und dann Stiefvater zweier Herzöge und schließlich Vater eines schwäbischen Herzogs. Gemahlin Gisela brachte ihrem Mann Frankenschreiber und wohl auch den Stutgarten zu. Konrads Name steckt noch in dem zwischen Herdweg und Hölderlinstraße sich erstreckenden Kornberg, denn Korn bedeutet hier Kuono, Konrad. Der Flurname (auf dem Berg wuchs nie Korn) nennt also den Grundherrn, der hier erstmals Weingärten anlegen ließ. Weitere Weinberggewanne sind Azzenberg (calwischer Graf), Eckartshalde, Mönchshalde (Kloster Lorch). Der Erbgang indessen zwischen Ludolf und Gisela (gest. 1043) läuft über das Haus der welfischen Könige von Hochburgund und ihre schwäbische Mutter Gerberga, Urenkelin Reginlindes. Vgl. Stammtafel S. 99.

Nun scheint die Überlieferung wiederum gestört. Der Verfasser wertet eine Nachricht von Feßler im Sinne einer neuen Kontinuität aus, die zunächst sehr unglaubhaft erscheint. Feßler erwähnt einen Harminus (= Hermann) und nennt ihn einen Markgrafen von Baden. Nun aber gab es im 11. Jahrhundert noch kein Haus Baden und keine badischen Markgrafen. Der Verfasser glaubt, der Stuttgarter Chronist habe nicht



2. Die ältesten bekannten Grundherren im Stuttgarter Tal: Gründer und früheste Besitzer.

den Hermann von Baden, sondern den Hermann von Schwaben gemeint, den Kaiser Konrad nach dem frühen Tode des unglücklichen Herzogs Ernst II von Schwaben (1030) in das Herzogtum Schwaben eingesetzt hatte. Es könne aber auch eine Verwechslung mit dem gleichfalls in Stuttgart begüterten Hermann von Baden sein. Jedenfalls glaubhaft ist eine Besitzübergabe Konrad-Hermann um 1030 (Tod Herzog Ernst I). Herzog Hermann läßt das Dorf Frankenbach nach dem aufblühenden Stutgarten verlegen, d. h. die Siedlung hörte auf zu existieren. Nur die Kapelle scheint noch gestanden zu haben. Herzog Christoph (gest. 1564) ließ eine romanische Säule von ihr in die heutige Sakristei des Alten Schlosses einbauen (nach Gerhard Wein). Ihr Standort ist so lebendig gewesen, daß man den 1564 angelegten Pest-Friedhof bei der Heusteige den St. Jakobsfriedhof nannte (siehe Abb. 3).

Man darf also Herzog Hermann IV aus dem babenbergischen Hause den Gründer des Fleckens Stuttgart nennen. Hermann starb auf einem Italienzug 1038 söhnelos. Wer waren seine Erben? Wieder scheint die Überlieferung abzubrechen, denn um 1050 finden wir in Stuttgart die damals mächtigsten Grafen von Calw. (Schenkungen an Kloster Hirsau, Botnang, Stücke im Feuerbachtal, Prag, Wartenberg in der Gegend des Killesbergs usw.) Besitz hatten sie im Remstal, denn durch die Hand der Erbtöchter Luitgard von Beutelsbach gelangte die Remstalherrschaft an die aus dem Luxemburgischen stammenden Herren, die nach 1070 die Burg Wirtenberg erbauten. Der Gemahl Luitgards hieß Konrad (Freiherr) und wurde der Stammvater des Grafen-, Herzog- und Könighauses. Im Hause Calw gibt es keine Nachfolger des schwäbischen Herzogs Hermann IV. Der Verfasser denkt an einen möglichen Herzog.



3. Die heutige Sakristei der Schloßkirche (um 1550). Hans Christ und Gerhard Wein vermuten, der romanische Schaft der Säule stamme von der einst nahe gelegenen Jakobskirche in Frankenhach, der Siedlung Kaiser Konrads II, die als erste in die Markung Stuttgart eingemeindet wurde und dann aus jeglicher Erinnerung verschwand.

Hermanns Witwe Adelheid aus Turin zog sich 1039 in ihre italienischen Besitzungen zurück, sie könnte Besitz an den Nachfolger-Herzog abgetreten haben, den jüngeren Halbbruder ihres Gemahls Heinrich (Sohn Kaiser Konrads II und der Gisela), der bis 1045 schwäbischer Herzog war. Kaiser Heinrich III gab 1045 das Herzogtum ab an den Pfalzgrafen Otto, einen Enkel Kaiser Ottos II. Indessen Kaiser Heinrich III war eng mit den Calwern verwandt, er könnte die Übergabe des Stuttgarter Besitzes aus der Hand seines älteren Halbbruders veranlaßt haben.

Nimmt man den Neckar als Grenzlinie, so waren die östlich des Flusses gelegenen Herren, die „Waibling“,

Anhänger Kaiser Heinrichs IV im Investiturstreit, und die westlichen Herren, voran die Calwer Grafen und ihre mächtigen Verwandten Anhänger der Hirsauer Reformpartei und damit des Papstes. Nun, im Raum Beutelsbach sprang das Gebiet der Päpstlichen mit den Württembergern in das kaisertreue Gebiet östlich vor. Um nun die Namen, die in den Hirsauer Schenkungsurkunden vorkommen, richtig zu deuten und festzulegen, hat der Verfasser eine Menge von diffizilen Überlegungen angestellt. Wir erwähnen nur die Ergebnisse: die von Rudolf von Rheinfelden, dem Gegenkönig Heinrichs IV, einem starren Hirsauer, dem Kloster geschenkten elf Höfe „Burgalden“ werden identifiziert mit dem Burgweiler der Burg zwischen Heschach und Degerloch (Stellennamen Heschach nach Doelker). 1077 geht also Heschach in den Besitz des Klosters über, 1312 kaufte es Württemberg vom Kloster. Wie König Rudolf zu dem Heschacher Besitz kam, ist schwer zu erklären, vielleicht mit Urenkelschaft (aber unsicher) des Gestütsgründers Ludolf über Richlinde, die Urenkelin Ottos des Großen. Aber hier wird es dann eher dunkel als hell. Auch wenn man Rudolfs enge und doppelte Verwandtschaft mit Kaiser Heinrich IV in Betracht zieht, in zweiter Ehe Adelheid, die Schwester der Kaiserin Bertha, beider Mutter aber war Adelheid von Turin, wie wir hörten, die Gemahlin Hermanns IV.

Überhaupt was uns die Hirsauer Codices und dazu die spätgotische Überlieferung des Trithemius an Schenkern im Raum Stuttgart nennen, steht oft unvermittelt und unerklärbar da, oder es differiert wieder mit anderen späten Überlieferungen. Immerhin zeigt es, wie an der Nachricht des Christianus Tubingius (16. Jh.), daß der zweite Hirsauer Abt Bruno (1105–1120) ein „comes de Württemberg“ gewesen sein soll, erwiesen wird, wie wenig genau die späten Chronisten die wahre Sachlage kennen, wie Hörfehler und mündliche Überlieferung etwas quer durcheinandergehen können. Dem Verfasser gelingt es, einwandfrei den genannten Bruno, der ein etwas argloser, fauler und milder Herr und der Schwager des Freiherrn Konrad von Württemberg war, mit dem wilden Bischof von Metz, dem Ältesten der frommen Grafenfamilie Adalbert von Calw und der lothringischen Gemahlin Wiltrud zu identifizieren, dem es in der Tat zuzutrauen war, daß er, nachdem ihn die Metzger verjagt hatten, im Talkessel eine Burg baute, deren Lage aber bislang auch Gerhard Wein nicht eruieren konnte.

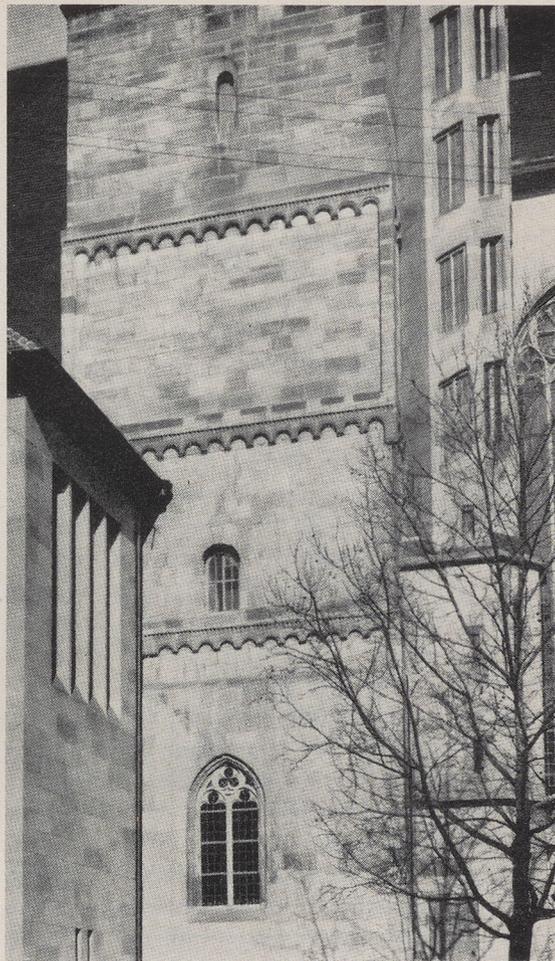
Rings um den Kessel, in den beiden Türkheim, Möhringen, Plieningen, Biberbach (Feuerbach) hatten

die Gegner der Calwer Grafen Besitz, und die erste Belagerung der calwischen Burg Wartenberg (Killesberg) mit Kriegsmaschinen ist an den Namen Welf VI, der gar viel plündernd bis gegen Pfalzgrafenweiler genannt wird, als an einen Sieger geknüpft. Jedenfalls haben die Welfen auch die erste Kapelle (an Stelle der späteren romanischen Stiftskirche) auf dem Sauerwasserkalkfelsen mitten im Sumpf des Baches gebaut, wie Ernst Schmid richtig vermutet.

Die enge Verwandtschaft der Staufer mit den Welfen zeigt die Stammtafel auf Seite 119. Barbarossa beendete, wie bekannt, die jahrhundertelangen Fehden der beiden Familien durch Heirat und Aufkauf und erbt den gesamten Besitz Welfs VI, also auch den Stuttgarter Talkessel.

Indessen auch die älteste bis jetzt bekannte Namensform in einem Hirsauer Jahrtagsverzeichnis „Stuokarten“ (so geschrieben um 1160), das also das päpstliche „Stutkarten“ von 1229 in Schatten stellt, weil es der Mundart viel näher kommt, ist verknüpft mit einem Dynastennamen: Hugo. Karl Otto Müller, der Entdecker des Hugo, tat ihn in die Nähe des schon erwähnten Bruno von Calw, also in die Calwer Verwandtschaft. Der Verfasser folgert weiter: Hugo sei vielleicht der Erbe des Bruno gewesen (gestorben vor 1156), er erbt also die Stuttgarter Burg und noch viele Güter, die den Calwern am Rhein (Sasbach etwa) gehörten. Daß ein Hochfreier nach Stuttgart benannt wurde, setzt nicht nur einen Hauptwohnsitz dort voraus, sondern auch eine ritterliche Hofhaltung im Raum des alten Gestütes. Indessen teilte Hugo den altcalwischen Besitz sicher mit Uta, der reichen Erbtöchter, die den Welfen zum Schwiegersohn der Calwer machte, und vielleicht mit ihrem Vater Gottfried (gest. vor 1155). Utas Geschwister scheinen des Erbrechts verlustig gegangen zu sein oder sie erhielten es geschmälert, wenn der Vater vor dem Großvater starb. Um ein solches geschmälertes Erbe handelt es sich im Falle des Hugo, der wohl ein Enkel des Pfalzgrafen Gottfried war. Denn auffallend kurz regiert die Dynastie Stuttgart oder der Zweig Calw-Stuttgart. Nach 1165 hören wir nichts mehr von Hugonen und Calwern.

Wir sagten, die erste Kapelle hat ein Welfe erbaut. Von ihr ist nichts mehr erhalten. Aber ihr vorgebaut wurde nach 1150 der heute noch stehende massive, quadratische Südturm der Stiftskirche (Abb. 4), während die Kapelle zu einer größeren Kirche erweitert wurde. Der Turmsockel ist demnach das älteste in Stuttgart über den Boden aufragende in originaler Lage verbliebene Bauwerk. Die zu diesem Sockel ge-



4. Vielleicht noch zu Lebzeiten des Hugo von Stuttgart wurde (um 1150/70) das älteste heute noch in Stuttgart aufrecht stehende Bauwerk errichtet: das unterste Geschloß des Südturms der Stiftskirche (gotisches Fenster spätgotisch). Nach Decker-Hauff haben die Markgrafen von Baden die oberen Turmgeschosse um 1240 gebaut (achteckiger Treppenturm spätgotisch, der Bauteil links wurde nach dem Zweiten Weltkrieg beim Wiederaufbau der stark zerbombten Kirche zugefügt).

hörende Kirche muß also um 1170 weit größer als eine Dorfkirche gewesen sein. Man kann annehmen, daß die Höhe des Triumphbogens und die Breite der Seitenschiffe des Neubaues um 1240 in der älteren Dynastekapelle die gleichen gewesen sind. Der Verfasser stellt die Frage: Warum eine so stattliche Kirche im Gestüt? Die Antwort gibt er sich mit einer eingehenden Analyse des staufischen Stadtgrundrisses in der Form eines Oval. Er stellt fest, daß der älteste um das Stuthaus und die Kapelle gelegene Bezirk (Begrenzung im Norden Häuser der Stiftstraße, im

Westen Verlauf der Grabenstraße, im Süden Kirchhofmauer der Stiftskirche, östlich Verlauf des alten Fernwegs) ein Sonderbezirk war, die sogenannte „quinta linea“, die sich abhob von den vier üblichen „Vierteln“ (lineae) oder Steuerbezirken. Wir kennen diesen Bezirk schon als den Burgfrieden, den westlichen Abschluß des Gestüts. Hier also wohnten die Dynasten und ihr Anhang.

Gleichfalls fällt ein zweiter Bezirk aus der sonst regelmäßigen Anlage heraus (siehe Abb. 1). Es ist das Gebiet um die Schulstraße, nördlich des späteren Marktplatzes, westlich des ummauerten und mit Graben versehenen Burgfriedens. Zugänglich war dieser Bezirk an der gleichen Stelle, wo heute die breite Ladenstraße beginnt. Er war mit Wagen befahrbar, der Zugang war begrenzt von Speichenhäusern. Am oberen Ende (vor dem Durchbruch der Schulstraße zur Königstraße) stand das „Bürgerhöfle“, eine kleine platzartige Erweiterung zum Wenden der Wagen, und zwar beim Gassenzug „unter der Mauer“. In diesem Platz entdeckte der Verfasser den Rest des ersten Stuttgarter Marktes, der einmal ein großzügig angelegter Dreiecksmarkt gewesen sein muß. Mit dem Begriff Dreiecksmarkt nimmt er eine Stadtgrundrißforschungstradition auf, deren Zentrum wieder nach Wien weist. Seit Klaar und Oetinger sucht man überall nach ältesten Dreieckanlagen, dem Kern späterer Machtentwicklung, wenn man sie auch oft nur verstümmelt und durch spätere Entwicklungen überbaut vorfindet. Die Basis des Dreiecks stand im Norden, die Spitze im Süden. Das Dreieck war ebenso wie der Burgfrieden ummauert und geschlossen. Das schon erwähnte Bürgerhöfle stand in der Mitte der nördlichen Basis. Bis 1944 (Zerbombung) hatte sich die aus massiven Eichenstämmen bestehende „Bohlenstube“ erhalten. Es war die „Bürgerstube“, wie man noch im 19. Jahrhundert hören konnte. Die Häuser um den Ur-Markt bewohnten nicht Bauern (es fehlen Ställe und Scheunen), sondern Kauf- und Handelsleute. Stuttgart war also bereits im 12. Jahrhundert unter Calwern und Welfen eine beachtliche Stätte des Warenumschlages. Nicht ohne Stolz notiert der Verfasser: „Aus der Kaufmannssiedlung von 1150 wurde das Ladenzentrum von heute“ (S. 128).

Bisher war von hochadeligen Grundherrn und Dynasten die Rede. Indessen vom Ende des 12. Jahrhunderts an lernen wir rund um den Mittelpunkt Altenburg Ritterfamilien kennen, die uns selten durch Namen, mehr durch die Sprache ihrer Wappen bekannt sind. Es handelt sich um Dienstmannen aus dem Niederadel, die man sich in der Stauferzeit an-

gewöhnt hat auch Ministerialen zu nennen, insofern sie als Burghüter für ihre Herren oder als Ausübler eines Amtes wie Marschall, Truchseß, Vögte (Vaut, Voit) usw. tätig gewesen sind. Sie saßen auf Burgen, die ihnen der Dynast zu Lehen gegeben hatte, als Belohnung für Kriegs- und Friedensdienste.

Wie aus der Karte (siehe Abb. 5) ersichtlich ist, hatten mit leichten Veränderungen (Brisuren) alle Dienstmannen im Dienst der Altenburg denselben Schrägbalken im Wappen. Daraus kann geschlossen werden, daß sie den gleichen, aber unbekannteren Dynasten hatten, so wie umgekehrt der bekannte Dynast, etwa der Staufer, seinen Dienstmannen die Löwen ins Wappen gibt. Schwieriger ist freilich die Bestimmung des zeitlichen Auftretens eines Wappens, da es nichts über die Geschlechter sagt.

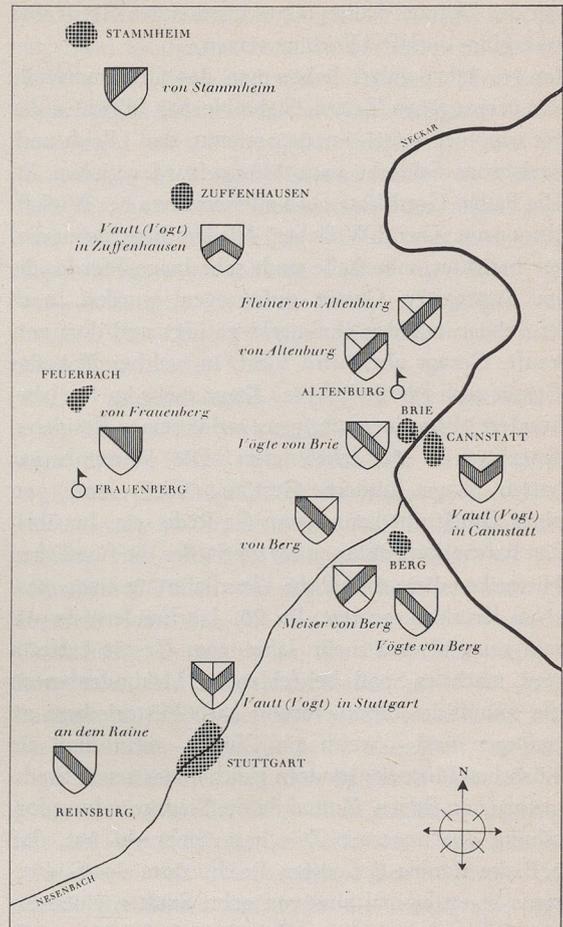
Wenn nun der Verfasser eine zeitliche Fixierung der Schrägbalken-Wappen vornimmt, so tut er das, obwohl bekannt ist, daß jede solche Fixierung rein zufällig ist und nichts über ein erstes Auftreten eines Geschlechtes sagt. Um 1180/90 setzt er die Herren von Berg an der Mündung des Stuttgarter Tales in den Neckar an. Das gleiche Wappen führten später die Vögte von Berg. Noch später wird das Wappen durch eine gegenläufige Schräge teilung des Schildes geändert. Ein so geändertes Wappen finden wir bei den Herren von Brie (später Vögte), dann bei den Meisern von Berg, die sich später Meiser von Hepbach und Malmesheim nannten, als sie von Berg weg-zogen. Insgesamt stellte der Verfasser sieben Geschlechter oder Linien von Geschlechtern fest, die alle in abgeänderter Form den Schrägbalken führten, der ihnen von dem Dynastensitz der Altenburg verliehen wurde. Die Sitze dieser Geschlechter lagen in nördlicher, südwestlicher und westlicher Richtung vom Hauptsitz (etwa Burg Frauenberg am Weg von Feuerbach nach Stuttgart). Die Frauenberger sind dann gegen Ende des 13. Jahrhunderts die später bezeugten Balkenwappenträger, die letzten aber sind die „am Raine“ wohnenden (Reinsburg?), aus denen Stuttgarters erster bezeugter scultetus (Schultheiß) Cuonradus de Stuogarten dictus an dem Raine hervorging (1286 Urkunde des Grafen Eberhard von Wirtemberg). Unsicher ist das Geschlecht der Recke (Röckenwiesenstraße am Nordhang des Hasenbergs). Am längsten blühten die Vögte von Brie, die Vaut, die schon im 13. Jahrhundert zu den einflussreichsten Geschlechtern der altwürttembergischen Ehrbarkeit zählten.

Erst der Verfasser erhärtete die schon von dem Altmeister der Wappenkunde von Alberti erkannte Tatsache, daß es sich bei den Balkenträgern um eine nicht

nur genealogisch, sondern auch rechtlich zusammen- geschlossene Gruppe handeln muß. Die Farben des Herrn, dem sie dienten, waren Rot und Gelb; er führte den Schrägbalken. Es gibt nur einen Herrn mit diesen Farben und Zeichen in unserem Raum: den Markgrafen von Baden. Das aber heißt, bevor die Wirtemberger auftraten, waren wichtige Teile des Stuttgarter Raumes (nicht aber des Tales), etwa Feuerbach, Berg, Brie und Stammheim (bei Korn- westheim), fest in badischer Hand.

Mit dieser ersten Entdeckung fing der Verfasser an, die Gründer- und Siedlungsgeschichte Stuttgarts durch das Haus der Wirtemberger, wie es bis jetzt in allen Geschichtsbüchern steht, Stück für Stück ab- zubauen und den Ruhm den badischen Dynasten zu- zuweisen. Gewiß, die Schrägbalken-Familien um Stuttgart herum sind kein Zufall. Es ist der Forschung schon längst bekannt (zuletzt durch G. Hess, Heil- bronn), daß die Markgrafen einen älteren Besitz hat- ten, der von der Murg über den Neckar (Besigheim, Lauffen) bis an die Ufer der Murr (Backnang) durch- lief, ja daß das Chorherrnstift Backnang neben Hirsau die erste Grablege der Hermann-Markgrafen gewe- sen ist, lange bevor die Grablege nach Lichtental (Baden-Baden) verlegt wurde. Wo ein so mächtiger Dynast (die Wirtemberger waren im 11. Jahrhundert noch freie Herren, nicht einmal Grafen) rodete, sie- delte, baute, da mußte es auch eine große Zahl von Ministerialen seiner Couleur geben. Das leuchtet ein. Doch warum verschwiegen die älteren Stuttgarter Ur- kunden und späteren Chroniken den Markgrafen? Das ist die Frage, die es zu lösen gilt.

Ob die Lösung gelungen ist, wie sie der Verfasser erzwingen will, muß freilich offen bleiben. Das argu- mentum e silentio macht sich der Verfasser doch etwas zu leicht, wenn er, der doch sonst auf die Hof- historiographen wie Feßler so viel gibt, nun Befan- genheit ins Feld führt, und wenn er das redende Zeugnis in dem sonst kaum zitierenswerten Stutt- garter Ratsherrn Küng (16. Jahrhundert) und des- sen Wirtemberger Chronik als die große Masche heranzieht, hinter der eine feste mündliche Über- lieferung stecke und die trotz aller offensichtlich mär- chenhaften Züge von Staufern und Wirtembergern, Heiraten und Erbtöchtern einen historischen Kern enthalte. Nun ist es doch immer so: Chroniken sind keine Urkunden, mündliche Überlieferungen keine Geschichte. Warum nun ausgerechnet Küngs Kunde das Rätsel lösen soll, ist nicht einzusehen. Der Ver- fasser formuliert Küngs Überlieferung wie folgt: „Markgraf Rudolf von Baden besaß das Gestüt und das ‚Dorf‘ Stuttgart, ummauerte das Dorf, erhob es



5. Die um den altschwäbischen Herzogssitz der Alten- burg liegenden Sitze der ritterlichen Dienstmannen, die in ihrem Schild einen Schrägbalken in verschiedenen For- men führten.

zur Stadt und gab ihm 1119 Stadtrecht. Er handelte dabei so, daß Stuttgart als fürstliche Residenz ge- braucht werden konnte, behielt den Platz aber nur kurze Zeit. Durch die Heirat seiner Tochter mit einem Grafen von Württemberg fiel die neugegründete Stadt schon nach einigen Jahren an die Wirtember- ger. Den Namen der Tochter des Markgrafen kannte Küng nicht, den Grafen von Württemberg hieß er Hans.“ Nun, an Historischem stimmt in dem Küng- schen Bericht so gut wie gar nichts. Weder die Jahres- zahl (der Verfasser tauschte sie dann für 1219 ein) noch die Namen, lediglich dies, daß ein Markgraf Hermann (13. Jahrhundert) seine Erbtöchter dem Grafen Ulrich von Württemberg gegeben hat; der ver- klärende Legendenton steht der Erzählung an der Stirne geschrieben. Also müßte man vorsichtig sein

mit der Herausschälung eines historischen Kerns und statt Hans einfach Ulrich zu setzen.

Im 16. Jahrhundert liebte man das Geheimnisvolle der vergangenen Zeiten. Siehe Herzog Ulrich in der Nebelhöhle, wobei nur dies stimmt, daß Ulrich nach verlorener Schlacht nach Mömpelgard geflohen ist. Die Baden-Geschichte fand auch sonstwo bei Winkelchronisten (David Wolleber) Niederschlag, wenn dieser berichtet, man habe noch sehr lange Pferde, die im Stuttgarter Gestüt auferzogen wurden, nach Pforzheim auf den Roßmarkt geführt und dort verkauft. Gesagt aber wird nicht, in welcher Zeit das Gestüt noch Pferde lieferte? Kaum mehr im 13. Jahrhundert? Pforzheim übrigens verlor seinen Residenzcharakter im 16. Jahrhundert. Die Wirtemberger hatten längst andere Gestüte (Weil) und von einer Großzucht kann kaum die Rede sein. Im übrigen haben von Feßler an bis zu Sattler die fürstlichen Historiker diese mündliche Überlieferung einer massiven Kritik ausgesetzt. Im 20. Jahrhundert, da wir nun tausend und mehr Jahre vom Gestüt entfernt sind, macht es Spaß, bei fehlendem Urkundenbeweis die mündliche Überlieferung nach Historischem zu befragen und – Welch ein Glück – nicht bloß ein Körnchen Historie, sondern gleich einen neuen Stadtgründer zu finden. Zumal da die Stadtgründungsforschung der neuesten Zeit herausgebracht hat, daß z. B. im Raume der vielen Reichsstädte des Südwestens kaum einmal eine von zehn Städten einen urkundlichen Beweis ihrer Gründung liefern kann. Es gibt nur wenig sichere Daten, da die Gründer gerade in der Stauferzeit wechseln oder einander nachfolgen. Also dürfte es wohl interessant, aber keineswegs erheblich sein, am Anfang der Stuttgarter Stadtgeschichte einen Badener zu haben.

Der Verfasser nimmt nun, so seine eigene Beweisführung, die Küng-Mitteilung zum Anlaß, nach urkundlichen Zeugnissen zu suchen, die die Anwesenheit der Markgrafen im Raum Stuttgart bekunden, damit nicht gesagt werden kann, er habe seinen Zeugen schlecht gewählt. Da bietet sich eine 1259 datierte Urkunde an. Graf Ulrich I, der später den Beinamen der Stifter oder wegen einer auffallenden Handbildung der mit dem Daumen bekommen hat, hat um 1250 (genaue Daten, auch Geburts- und Lebensdaten haben wir bei dem Gründergrafen nicht, überhaupt fehlt uns eine Urkunde, die den Aufstieg der Wirtemberger in den Grafenstand bezeugen könnte) die badische Markgrafentochter Mathilde geheiratet. In besagter Urkunde erläßt Ulrich der Stifter, wie das dutzendfach geübter Brauch im 12. und 13. Jahrhundert war – den Jahrhunderten der

Klostergründungen der verschiedensten Provenienz – dem 1250 gegründeten Klarissenkloster zu Pfullingen die Steuern und Abgaben, die die Nonnen ihm von ihren Weingärten in „Stuchart“ schuldeten. Interessant an der sonst ganz gewöhnlichen Urkunde sind die Zeugen, Frau Mathilde von Baden und vor allem der Markgraf Rudolf von Baden, der bei diesem Rechtsgeschäft als der Oberherr der steuerbefreiten Güter vermerkt wird. Nächste Rudolf siegelte dessen verwitwete Mutter, die berühmte Markgräfin Irmgard, Tochter des Pfalzgrafen Heinrich aus dem Welfenhaus und Witwe des 1242 verstorbenen Markgrafen Hermann V von Baden, die Gründerin und Stifterin der neuen markgräflichen Grablege Lichtental bei Baden-Baden, das ebenfalls eine weibliche Zisterze war.

Es ist nun in der Tat auffallend, daß bei einem relativ unwichtigen Rechtsgeschäft die ganze lebende markgräfliche Familie auftritt; der Schluß ist zwingend, daß der Graf von Wirtemberg Eigenbesitz seiner badischen Gemahlin verschenkt. Nun gab es im Stuttgarter Tal, wie wir schon erwähnten, seit einem Jahrhundert mindestens ausgedehnteste Höhenweinberge, die den verschiedensten Klöstern gehörten (Lorch, Bebenhausen, Adelberg, um nur die wichtigsten aus der Stauferzeit zu nennen). Es geht deshalb durchaus in Ordnung, wenn nun eine neugegründete Zisterze auch Anteile an den sicher damals schon reichen Stuttgarter Beständen bekommt. Daß unter den Weingärten-Eignern auch der badische Markgraf war, ist an sich kaum etwas Besonderes. Wenn nun der Verfasser doch etwas Besonderes daraus macht, dann deshalb, weil der Name Rudolf auch in Künigs Legende wiederkehrt, also nicht der zu erwartende Namen des Irmgard-Gemahls Hermann, des Schwiegervaters des Grafen Ulrich. Daraus schließt der Verfasser die Richtigkeit der mündlichen Tradition, denn jedenfalls heiratete Ulrich die Badenerin Mathilde erst nach Hermanns Tod, so daß Hermanns Nachfolger, der zweitälteste Bruder Rudolf, die Zeuenschaft hat übernehmen müssen. Die Schlußfolgerung wäre zwingend, wenn in ihr nicht zwei Unbekannte steckten, das Heiratsdatum Ulrichs und die Identität des Künigschen Rudolf mit dem Verwandten Ulrichs. So viel Ulrichs es von dem Stifter an in Wirtemberg gab, so viel Rudolfe gab es bei den badischen Nachbarn!

Für die These des Verfassers spricht, was dann auch in aller emphatischen Breite ausgeführt wird: die politische Tüchtigkeit des Ulrich-Stifters, seine brutale Entschlossenheit, das sinkende Schiff der staufischen Oberlehnsherren bei Zeiten zu verlassen, sich mit

Baden, den Oetingern und anderen Geschlechtern kräftig in die Beute des von den Staufern verlassenen Herzogtums Schwaben zu teilen, seine vorteilhaften Heiraten – was ihm die Historiker dann als württembergische Eigenart zur Erklärung des Aufstieges einer Grafschaft auf den staufischen Trümmern, für die Nachfolger besonders hoch anrechneten – mit Mathilde, die von Mutterseite (Irmgard) Nachfahrin der Welfen, der Staufer, der Könige von England und Frankreich war, und mit Agnes von Schlesien (der zweiten Frau), die aus dem Blut der Könige von Böhmen und Ungarn stammte, der Herrscher von Kiew und der Kaiser von Byzanz (S. 141). Als die Pfullinger Urkunde ausgestellt wurde, so wird weiter argumentiert, galten in Wirtemberg die Staufer als Feinde der kleineren Dynastenhäuser. Der Stauferparteiliche Hermann von Baden durfte nicht mehr genannt werden, dagegen sein Bruder Rudolf (1242 bis 1288), der politisch mit Ulrich am gleichen Strang zog in der Bereitschaft der Aufteilung des Staufererbes. Man wird zustimmen: Ulrich war sicher das Haupt der Staufergegner im Südwesten. Wir brauchen, um dies historisch zu erkennen, darum kaum die stauferfreundliche Zurechtbiegung des Künigschen Märchens. Sie könnte uns der Verfasser schenken. Denn das hat die württembergische Geschichtsschreibung von Anfang behauptet: Wirtemberg sollte die Stauferherrlichkeit fortsetzen.

Wie aber kamen die Markgrafen ins Stuttgarter Tal? Anders ausgedrückt, warum hat die allerdings erst in der neueren Geschichtsschreibung behauptete Tatsache, daß Ulrich der Stifter auch der Stadtgründer sei, keine historische Berechtigung? Dafür liefert der Verfasser eingehende und recht interessante Argumente:

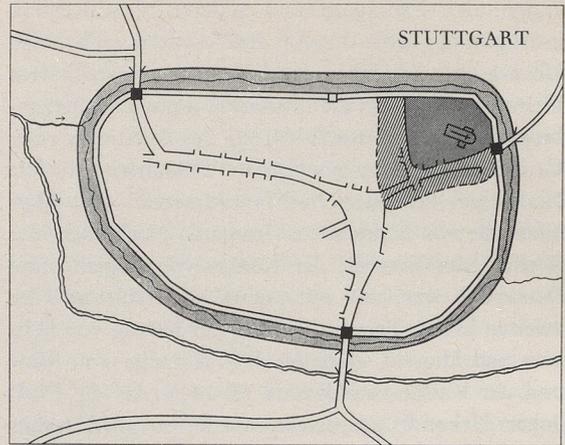
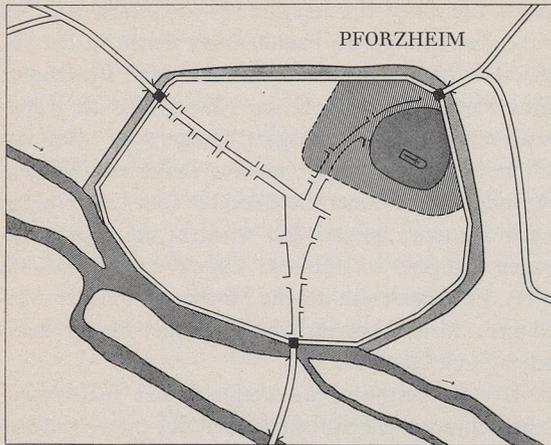
1. Das Wappenargument haben wir schon besprochen; dazu muß noch ergänzt werden, daß Stuttgart schwarzes Roß in weißem Feld nichts zu tun hat mit den Farben Schwarz und Weiß der württembergischen Hirschstangen, die z. B. die vielleicht älteste wirtembergische Stadt Waiblingen im Wappen und im Siegel führt. Das argumentum negationis hat in Sachen Wappen – kein Wirtemberger – Beweiskraft. Der Fund aus einer Inschriftensammlung der Barockzeit berichtet von einem Wappen am Esslinger Tor, das einen Schrägbalken zeigte mit der Schrift „sicut marchiones Badenses“. War es ein Markgrafen- oder ein Stadtwappen?

2. Die Ministerialenfamilien (Berg, Brie, Fleiner) rings um Stuttgart weisen eindeutig auf den badischen Lehensherren, was schon ausgeführt wurde. Dazu kommt eine Namens- (manchmal auch Wap-

pen-) Gleichheit bei den ältesten in Gericht und Rat sitzenden Stuttgarter Familien mit denen in der badischen Gründung und ersten Residenz Pforzheim. Eine Familie läßt sich in der Markgrafschaft früher nachweisen als in Stuttgart. Folgerung: „Bei der Gründung von Stuttgart ist eine Reihe von Mitgliedern der Pforzheimer Geschlechter vom Landesherrn nach Stuttgart umgesiedelt worden, um dort sozusagen ‚jüngere schwäbische Linien‘ zu bilden“ (S. 145). Es handelt sich um die Morhart, Vöginger, Vaihinger, Wais, Loeselin (die Zeitvogel in der badischen Stadt Lauffen a. N.).

3. Der baugeschichtliche Vergleich des spätromanischen Umbaus der Stiftskirche mit der (nach Mettler) etwas älteren Schloß- und Stiftskirche zu Pforzheim ergibt über das Stilgeschichtliche hinaus so viel Übereinstimmung im Grundriß und Aufriß, daß man annehmen darf, die Pforzheimer Bauhütte (bei den romanischen Teilen vom Kloster Maulbronn steht sie ebenfalls fest) hat das Stuttgarter spätromanische Gotteshaus, dreischiffig in der Hauptsache, aufgeführt. Nun sind wandernde Bauhütten im 13. Jahrhundert, im Jahrhundert der französischen Gotik und der staufischen Romanik keine Seltenheit, sondern sogar das Übliche. Auf den Bauherrn läßt sich da kaum ein zwingender Rückschluß machen. Man kann also mit Fug und Recht des Verfassers These anzweifeln: die oberen Turmgeschosse des Südturms der Stiftskirche hätten um 1240 die Markgrafen von Baden gebaut (S. 124).

4. Viel Mühe hat sich der Verfasser mit einem Vergleich der Stadtpläne von Stuttgart und Pforzheim gegeben. Er stellt fest, die einheitliche Planung sei erkenntlich an einem Marktplatz und an systematisch angelegten Rippenstraßen (Oval). In der nordöstlichen Seite des Ovals je zwei Sonderareale (Kirche, Stuthaus und Kaufmannsviertel). Wachstumsringe lassen sich nicht feststellen (gegen Weidle), vielmehr „führte man die Begrenzung der Stadt durch Mauern, Zwinger, Wall und Graben in einem einzigen Zug um den nordöstlichen Sonderkern herum durch“ (S. 145; vgl. Abb. 6). Dieselbe Anlage, so könnte man weiter spinnen, haben wir aber nicht nur in Stuttgart und Pforzheim, Besigheim und Lauffen, also den badischen Planungen, sondern im 13. Jahrhundert auch in Tübingen, die von Pfalzgrafen dieses Ortes gegründet wurden. Der Ovaltypus mit asymmetrisch gelegten wichtigen Bauvierteln ist also, mindestens im Südwesten, weit verbreitet; und es kommt hier, will man ein Früher für die badischen Städte annehmen, eben auf dieses zeitlich Frühere an, das der Verfasser nun einmal Pforzheim zusagt. Gut, das

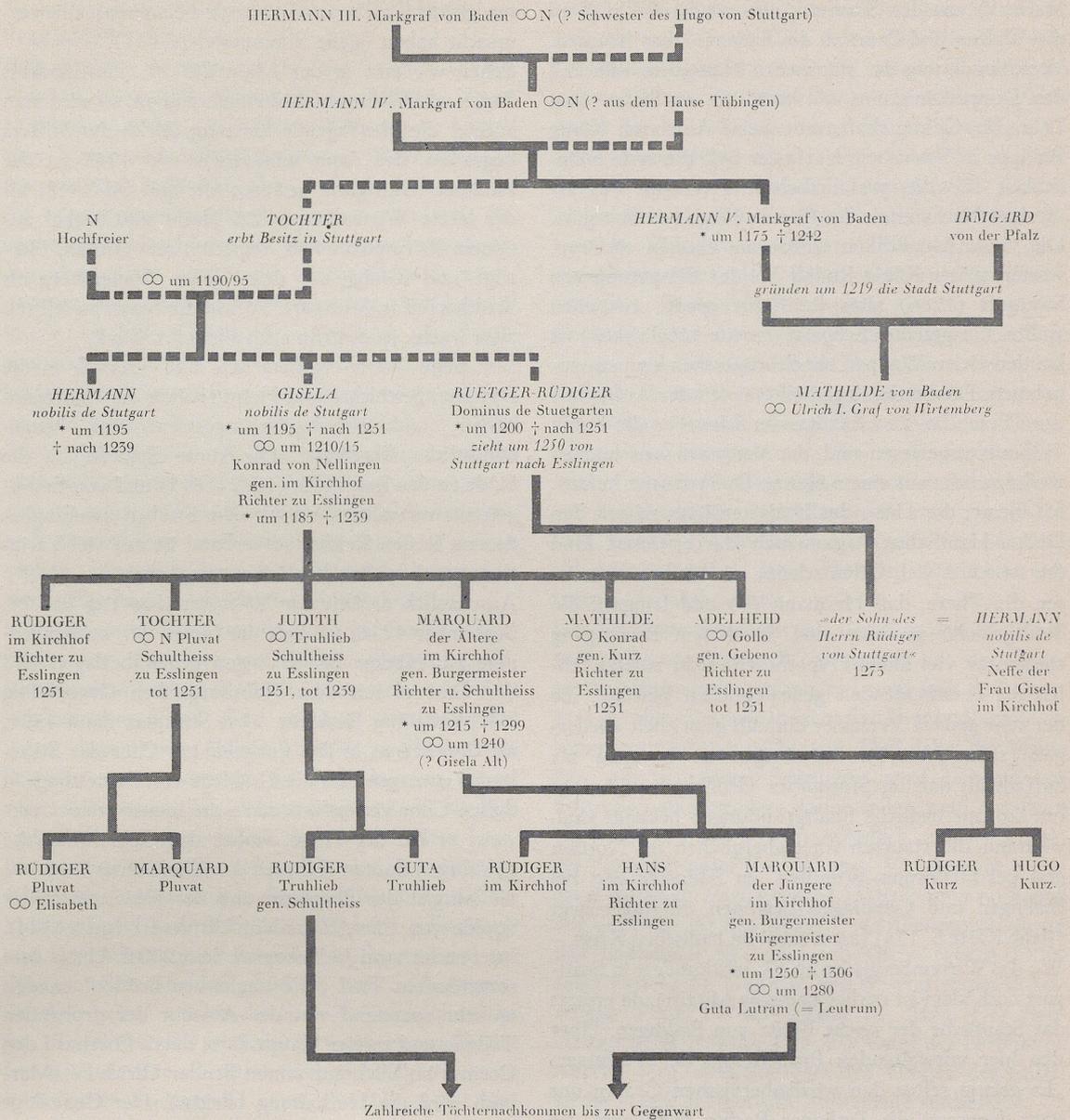


6. Die staufischen Grundrisse der Städte Pforzheim (13. Jahrhundert) und Stuttgart. Analog sind: der asymmetrisch im Ovalrand liegende älteste Bauteil, die befestigte Burg, drei Tore und drei Hauptstraßen, die sich in einem langgezogenen Dreieckmarktplatz treffen, die gerade Mauerstrecke im Norden.

aber bedeutet dann nicht notwendig, daß der Württemberger Graf nicht derjenige gewesen sein muß, der die Anlage des Oval ausheben ließ, denn er könnte ja, da er mit den Markgrafen verschwägert war, um 1240 einfach das badische Vorbild nachgeahmt haben. Gerade beim baugeschichtlichen Vergleich helfen uns die unbestimmten Markgrafen-Hinweise der Chroniken dreihundert Jahre später bestimmt nicht weiter, im Gegenteil, sie werden eher unglaubwürdiger. Die Bemühungen, ein Gründungsdatum für Pforzheim zu finden, knüpft der Verfasser an den Übergang der Stadt in badische Hände und das Jahr 1218, als die schon erwähnte Irmgard aus der Welfen-Staufer-Ehe ihrem Gemahl Hermann (V) die Stadt als staufisches Erbe eingebracht hat. Eine salische Pfalz ist Pforzheim im übrigen schon ein Jahrhundert früher gewesen. Den Hörfehler Künigs (1119) korrigierend, kommt der Verfasser frühestens auf das Jahr 1219 für die Ummauerung der Stadt Stuttgart, falls die Wappen, die Grundrisse nun wirklich übereinstimmen und falls man die Urkunde von 1259 so deuten will, daß die Irmgard-Hermann-Ehe etwa um 1217 stattgefunden hat. Wir sehen, der anzuzweifelnden Unbekannten gibt es hier eine große Zahl.

Die Frage drängt nun heran, seit wann haben die Markgrafen in Stuttgart Besitz? Auskunft erteilen uns die Güter des gleichfalls von Irmgard gestifteten Hausklosters Lichtental, die im ältesten Urbar des Esslinger Katharinenspitals (um 1304) enthalten sind, wo sich dreimal Einträge betreffend Güter in Vaihingen und im Stuttgarter Tal finden, wo die Lichten-

taler Zisterzienserinnen sogar einen Klosterhof und einen Pflughof zur Bewirtschaftung besaßen. Doch was letztere betrifft, so wurden in den Pflughöfen (etwa von Lorch und Bebenhausen und Adelberg) Güter gestapelt, die als Korn auf den Fildern und als Wein an den Hängen des Nesenbachs oder seiner Nebenflüsse geerntet wurden. Die Lichtentaler curia soll neben dem Haus des Harnischmachers innerhalb der Mauern gelegen sein. Verfasser nimmt an, die curia gehöre zur Gründungsausstattung der Stadt, sei also badisch und kein Geschenk des Württembergers, um der Schwiegermutter Irmgard für ihr Hauskloster etwas Gutes zu tun. Aber hier stehen Deutung gegen Deutung. Immerhin ist zu vermerken, daß die Markgrafen den Lichtentaler Besitz zwischen 1304 und 1344 an das Zisterzienserinnenkloster Heiligkreuztal abgaben, das aber fast ebenso weit weg von Stuttgart war, aber immerhin noch württembergisch. In Stuttgart erlosch dann frühzeitig die Erinnerung an Lichtental. Angenommen, es sei richtig, daß Irmgard von der Pfalz die erste Stadtherrin von Stuttgart ist, so bleibt dennoch ungeklärt, wie vor 1200 der Stuttgarter Besitz an die Badener kam. Der letzte Besitzer, den wir kennen, ist der Calwer Hugo von Stuokarten (um 1160). Verfasser führt vier Möglichkeiten auf. Unmittelbare, direkte Erbfolge, Aussterben des Hauses Hugo von Stuttgart und Rückfall des Besitzes an die Calwer und von da an die Badener, Aussterben des Hauses Hugo und Rückfall des Besitzes an die Welfen, von den Welfen Übergang an die Staufer. Die Stauferin Agnes oder ihr Gatte Pfalzgraf Heinrich (Welfe) erbten nach 1195 (Hochzeitsjahr auf Burg



7. Herr Rüdiger von Stuttgart und sein Haus. Die verarmenden und allem Anschein nach durch die Grafen von Wirtemberg nach 1250 aus Stuttgart verdrängten Hochfreien fanden in der Reichsstadt Esslingen Zuflucht. Die führenden Esslinger Patrizier des 13. und 14. Jahrhunderts waren Nachkommen dieser Stuttgarter Dynasten. Die Feindschaft zwischen Wirtemberg und Esslingen könnte somit auch persönliche Gründe haben.

Stahleck) von den Staufern, also wieder Rückfall an die Welfen und dann an die Badener über Irmgard. Verschleuderung des staufischen Hausgutes während des Doppelkönigtums (1198–1208) an Baden zum Lohn für Gefolgschaftstreue beim Auftreten König Philipps in Schwaben. Verfasser hält die erste Möglichkeit für die praktikabelste: Hermann (V) ist direkter Nachkomme des Hauses Hugo von Stuttgart. Die vierte Möglichkeit würde am ehesten erklären, warum später König Rudolf bei der Belagerung von Stuttgart (1286) altes Reichsgut wieder einziehen wollte. Ein geteilter Erbgang (zweite Möglichkeit) ist bei den vielen Wappen mit Schrägbalken kaum anzunehmen. Die Stadtanlage, auf was seit der Aufnahme der These, daß die Herzöge von Schwaben die ersten Talbesitzer gewesen sind, der Verfasser stets hinauswollte, wuchs aus einem älteren Dynastensitz heraus. Ich meine, die These des Dynastensitzes sei mit den Decker-Hauffschen Argumenten klar erwiesen. Und das ist schon viel. Offen scheint mir bleiben zu müssen die These, daß Hermann (V) und Irmgard die Stadtgründer gewesen sind. In diesem Beweisgang stecken zu viel bloße Hypothesen, nicht zuletzt fehlen die entscheidenden genealogischen Beweise, die der sehr genaue Verfasser deshalb gestrichelt wiedergab (siehe Abb. 7). Im übrigen ist es mehr als auffallend, daß im Stuttgarter Großraum und rings um ihn nur badische Stadtgründungen bekannt sind, während die staufisch-wirtembergischen im Norden erst bei Heilbronn–Wimpfen, im Südosten erst bei Esslingen und Göppingen beginnen. Stuttgart liegt (siehe Karte S. 154) fast zentral im badischen Kreis. Wo das Wirtembergische im 13. Jahrhundert in Stuttgart noch klein ist (sicher badische Mitgift), da ersetzt das Staufische der reiche Besitz von Esslingen. Über den hier vorwaltenden Prozeß sagt der Verfasser: „Es gelang selbst den wirtembergischen Grafen nur ganz langsam, die Esslinger Rechte abzulösen, die Güter zu erwerben und die rivalisierende Reichsstadt aus der werdenden landesherrlichen Residenz hinauszudrängen“ (S. 155). Esslingens Besitz reicht weit zurück in die Siedlungsgeschichte des Tals und wurde nicht erst im Reichskrieg gegen Wirtemberg (1312) erworben und dann nicht mehr zurückgegeben. Das mag unter anderem auch die jahrhundertelange Gegnerschaft der Grafen von Wirtemberg gegen Esslingen als dem Haupt der Reichsstädte erklären, eine Gegnerschaft, die die Grafschaft im 14. Jahrhundert und Stuttgart dreimal an den Rand des Untergangs gebracht hat. Viele (badischen) Patrizier, die um 1250 aus Stuttgart nach Esslingen emigrierten, konn-

ten gleichfalls die perennierende Feindschaft mit verursacht haben (siehe Stammtafel Abb. 7). Sehen wir also in der Mitte des 13. Jahrhunderts Baden und Esslingen als dominierend an, so wird man leichter die überragende Leistung Ulrich des Stifters begreifen, der dann mindestens von 1245 an der Stadtherr Stuttgarts gewesen ist, und bis 1918, als der letzte Wirtemberger bei Nacht und Nebel aus seinem Privatpalais floh, regierten nur Grafen, Herzöge und Könige aus dem Hause Wirtemberg als Stadtherren in Stuttgart. So wie die Stadt im Mittelalter wuchs, ist es dann auch allein ihr Werk. Von Seite 175 an verliert sich der Verfasser in die Dynastengeschichte und Heiratspolitik der Württemberger, und zwischenhineingestreut sind baugeschichtliche Abschnitte. Die kurze Episode, da die Stadt an das Reich fällt (1312–1315) und von Esslingen aus verwaltet wird mit dem Streben der Eingliederung in den Reichsstadtverband ist mit viel Variationen mehr politischer Art ausgesponnen. Anschaulich erzählt der Verfasser den Tag des 21. September 1316, wo sich die Heere der beiden Könige am Neckar bei Esslingen gegenüberlagen und der Graf es mit dem Habsburgischen Gegenkönig hält. Endgültig Residenz wird Stuttgart dann 1321, als Chorherren in den neugebauten Chor der Stiftskirche einzogen und die Grablege von Beutelsbach in diesen Chor verlegt worden war. Immer wieder verweist er bei der Frage, woher das Geld für solche gewaltigen Bauten (Häuser der Chorherrn) kam, auf die Mitgift der Ehegattin und der Schwiegertochter Sophie von Pfirt, Gemahlin Ulrichs III (gest. 1344). Interessant zwei Judenkäpfe Seite 200 ff. Unter dem romanhaften Titel „Die ungleichen Brüder“ handelt er sehr spannend von der Abwehr der drohenden Teilung und zweier Hauptstädte durch Eberhard den Greiner im Blick auf seinen Bruder Ulrich IV (Marbach wird die Hofhaltung Ulrichs). Der Genealoge kann es sich nicht versagen, die Heirat Eberhards des Greiners mit Elisabeth von Henneberg-Schleusingen in einer Stammtafel darzustellen, weil mit ihr zum erstenmal staufisches Blut (im Sinne der hochadeligen consanguinitas) in das Haus Wirtemberg kam und eine Grafschaft nun innerhalb des schwäbischen Raumes in den Vorrang kam, als sei sie der Erbe des aufgelösten Herzogtums Schwaben. Dazu kam, daß Eberhards Sohn Ulrich IV (der bei Döffingen Gefallene) eine Tochter Kaiser Ludwig des Baiern zur Stadtherrin machte. Katharina von Helfenstein, die Gemahlin Ulrichs III, wirkte als Wohltäterin und Stifterin des Sankt Katharinen Spitals. Sehr ausführlich geht der Verfasser den Beziehungen der Grafen

zu den luxemburgischen Kaisern und Residenten von Prag und Böhmen nach.

Eine andere Wohltäterin ist die reiche Antonia Visconti (Gemahlin Eberhards des Mildens), deren Mailänder Gulden, die stärkste Währung im Mittelalter, dem durch Kriege verarmten Württemberg zu neuem Glanz aufhalfen. Der Verfasser rühmt in ihr das Heraustreten aus ärmlichem Lebensstil, das Bekanntwerden des Hofes mit verfeinerter italienischer Art, etwa darin, daß in der Kirche die erste Orgel gestiftet wird und italienische Gamben- und Lautenmusik am Hof erklingt. Überhaupt ist die Regierungszeit des Enkels des Greiners durch Milde, unkriegerische Gewandtheit und Diplomatie gekennzeichnet, wenn ihm auch der Vorstoß nach Oberschwaben mißglückt ist. Von ihm besitzen wir das erste authentische Bildnis, das den „veyßten“ zeigt, einen rundlichen Pykniker, der milde, d. h. freigebig und genießerisch war im Unterschied zu seinen rauhen, kampffreudigen, brutalen und höchst sparsamen Eberhard-Vorfahren im 14. Jahrhundert.

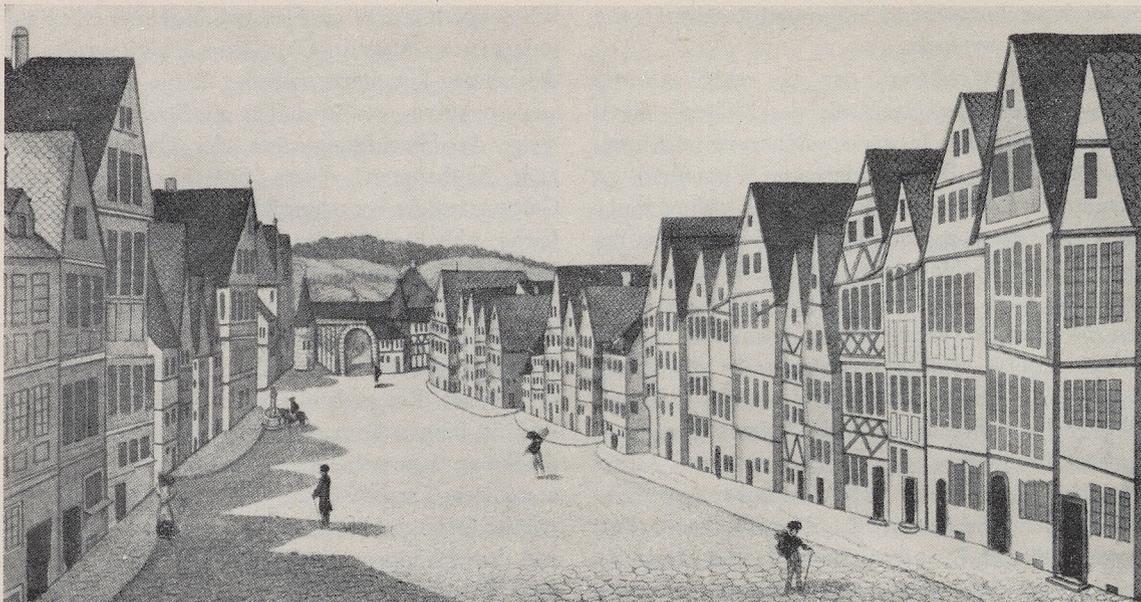
Stuttgart verdankte ihm die erste gärtnerische Verschönerung. „Der fraw von Mailant“ Garten lag südlich vor dem Schloß (S. 236), heute stehen auf dort gepflastertem Boden dicht gedrängt die parkenden Autos rings um den Kaiser Wilhelm zu Pferd. Möglicherweise stammen auch die drei Stauseen, Feuerseen, Mühlteiche, die die reiche Vorstadt nördlich vom Graben umziehen, aus der wasserreichen Lombardei. Sie bildeten im Norden eine Art Wasser-Clacis, erst später wurde die Stadt bis an ihre Ufer hinausgebaut (Gebiet Schloß-, Silcher-, Silberburg- und Breitscheidstraße). Der Untere See war auf der Fläche zwischen Schloß-, Büchsen- und Seidenstraße. Trocken gelegt wurden die Seen dann nacheinander im 18. Jahrhundert und das gewonnene fruchtbare Land wurde dazu benützt, um „Seidengärten“ mit inländischer Seidenzucht anzulegen. Um 1400 also nahm Stuttgart die ersten Reize einer Gartenstadt an.

In die Regierungszeit des Mildens und der Frau Antonia fiel dann in den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts der Bau der Neustadt bei St. Leonhard. Kleine Blöcke entlang der Mauern gab es schon früher, wie z. B. einen Straßenzug zwischen Poststraße und Rotebühlplatz, vor dem Tunzhofer- oder Siechentor (Prinzenbau-Passage), vor dem Esslinger Tor (Südende der Marktstraße). Sie waren in kriegerischen Zeiten stets gefährdet und litten unter Belagerung, so daß es mit der Zeit notwendig wurde, daß man die unregelmäßigen Blöcke einem gegliederten größeren Wohngebiet anpaßte. So entstand süd-

lich des Nesenbachs die Neustadt im Unterschied zur ummauerten Altstadt. Die Achse der Neustadt war die heutige Hauptstätterstraße, darum so geheißen, weil vor ihrem westlichen Tor mit Straße zur Weinsteige die Hinrichtungsstätte, der Galgen lag, der zum „Enthaupten“ diente. Später wurde aus der Galgenstätte der vornehme Wilhelmsplatz (19. Jahrh.) (siehe Abb. 8). Die Straße blieb bis ins 19. Jahrhundert Stuttgarts wichtigster Handelsplatz, sein eigentlicher Marktplatz, denn sie übertraf an Fläche den alten Stuttgarter Markt um das Doppelte (S. 241). Bezeichnend ist die großzügige Planung, die grünes Reservebauland für spätere Bebauung freiläßt. Ferner die regelmäßige Straßenführung und die Anlage von rechteckigen Blöcken von der Hauptachse, dem Langmarkt aus. Weiter die für das Mittelalter wichtige Abbiegung von geraden Achsen etwa von dem Esslinger- zum Hauptstättertor, von Osten nach Westen. Ein solcher in sich regelmäßiger Grundriß entsprach dem internationalen Städtebau des frühen 15. Jahrhunderts.

Der Verfasser vergleicht mit Geschick den allerdings geräumigeren Prager Wenzelsplatz mit der Stuttgarter Neustadtplatzanlage und stellt fest, daß Stuttgart in allen Besonderheiten das Prager Vorbild in kleinerem Maßstab nachmacht. Daß dabei der Name der, wie neuerdings behauptet wird (Koepp) aus Schwaben stammenden Parler fallen muß, ist beim Verfasser nun fast selbstverständlich, zumal die Prager Neustadt unter Karl IV etwa 50 Jahre vor Stuttgarts Neustadt entstanden ist. Dazu kommt noch, daß der Verfasser die Koeppsche These übernimmt: die im Bau befindliche St.-Leonhards-Kirche (gegen 1420) zeige parlerische Einflüsse und sei von einem Enkelschüler Peter Parlers gebaut (S. 246). Der Baumeister heißt Hänslin Jörg, der Vater des berühmten Aberlin Jörg, dem Stuttgart den Umbau der Stiftskirche in eine spätgotische Staffelhalle verdankt.

Bei dieser Gelegenheit zieht der Verfasser auch die Linien, die Henriette von Mömpelgard (gest. 1444), die Gemahlin des Sohnes des Mildens, der auch Eberhard hieß, aber schon zwei Jahre nach seinem Vater gestorben ist und zwei Söhne, Ludwig und Ulrich hinterließ, und mit ihr der französisch-burgundische Einfluß in Stuttgart eingezeichnet haben. Denn zwischen dem Stuttgarter Hof und dem Hof in Montbéliard fand ein ständiger Austausch statt, in dem Mömpelgarder nach Stuttgart, „Virtembergiens“ nach Montbéliard überwechselten, besonders häufig im 18. Jahrh. (Hohe Karlsschule). Alt-Mömpelgarder Geschlechter in Stuttgart sind neben vielen anderen die Paret, Masson, d'Argent, Duvernoys, Curie,



8. Hauptstätterstraße im 18. Jahrhundert. Im Hintergrund das Hauptstättertort mit Blick auf den heutigen Wilhelmsplatz. Die Straße ist erkennbar als alter Straßenmarkt. Hier war ein Schnittpunkt des Verkehrs und Handels bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts. Der ältere Marktplatz in der Innenstadt war längst zu klein für die regelmäßigen Postfahrten.

d'Autel. Die Mömpelgarder bildeten eine Wohngemeinschaft in der Neustadt etwa auf dem zur Besiedlung freigegebenen inneren Wall (nach Ummauerung der Vorstadt) oder rings um den sogenannten Hafenmarkt zwischen dem Esslinger Tor und dem Alten Schloß. Eine über den Stadtgraben führende Brücke hieß das „Welsche Brückle“. „Und witziger Nachklang: man nannte dort noch um 1820 den Inneren Stadtgrabenbach ‚Allan‘, den daneben fließenden Nesenbach ‚Lisaine‘ – nach den beiden vor Mömpelgards Mauern zusammenfließenden Bächen!“ (S. 251).

Das Wohnen in der Neustadt in Straßenblöcken, in denen jedes Haus einen Hofraum und Garten be-

saß, galt als vornehm. Die Parzellierung war so, daß Grünflächen innerhalb der Häuserzeilen erhalten blieben. Später, im 19. Jahrh. besonders, ist alles Gartenland mit Schuppen, Ställen, Werkstätten zugebaut worden, so daß der heutige Zustand das Wohnen in einem Elendsviertel ist (Bohneviertel). „Als die Neustadt entstanden war, muß sie durch ihre klare Aufteilung – Gerber- und Färberviertel am Bach, Weingärtner und Gärtner in der Südhälfte, Kaufleute und Gastwirte entlang dem Straßenmarkt, Geistliche um St. Leonhard, Juden in der abgeschlossenen Judenstadt beim Osttor – sehr imposant gewirkt haben. Ihren architektonischen Schwerpunkt fand sie in der alles beherrschenden Kirchenanlage

von St. Leonhard, die über die niederen Dächer der breitgelagerten Stadt so hinausragte wie Peter Parlers Maria-Schnee-Kirche über den Wenzelsplatz der Prager Neustadt“ (S. 252).

Es ist dem Verfasser nachzufühlen, wenn er das Mißlingen der Wahl Eberhards des Mildens – Stuttgart wäre dann deutsche Hauptstadt geworden – wehmütig bedauert, denn um 1400, zur Zeit der Absetzung des unfähigen Königs Wenzel, stand der Wirtemberger als wünschbarer Kandidat auf der Liste der Königsanwärter, weil er ein Nachfahre der drei zuletzt regierenden Herrscherhäuser, der Habsburger, der Wittelsbacher und der Luxemburger und dazu noch der einzige Graf war, der nicht Mitglied eines kurfürstlichen und herzoglichen Hauses gewesen ist, die nicht wählbar waren. Im Wettbewerb mit dem Vetter Ruprecht von der Pfalz hat Heidelberg damals der Residenz des Wirtembergers den Rang abgelaufen.

Indessen, mit dem Tode des glücklichen Mildens wurden auch gleich die Schulden sichtbar, die unter dem Glanz des Hauses verborgen waren. Der neue Lebensstil aus Mailand, Burgund und vom Kaiserhof verschlang mehr Geld als vorausszusehen war, und die Neustadt konnte kaum mit dem bezahlt werden, was der Milde gegen Geld an die Werdenberger abgab (Sigmaringen, Veringen).

Wie sollte sich ein Genealoge von so profunder Kenntnis wie der Verfasser auch das Mömpelgard-drama, beinahe eine Tragikomödie der arrogant und unsteten Henriette als Herrin ihrer unmündigen Söhne (Eberhard der Jüngere starb zwei Jahre nach dem Mildens an einer Seuche in Waiblingen 1419, noch nicht 31 Jahre alt) entgehen und es in allen Wechselfällen gleich einer Shakespeare'schen Story abrollen lassen? Doch für Stuttgart werfen solche Familiengeschichten nicht viel ab, sie empfehlen sich zu eigener köstlicher Lektüre.

Zunächst sorgten die mündig gewordenen Söhne Ludwig und Ulrich dafür, daß die Residenz eine dem vergrößerten Ansehen der Grafschaft würdige neue Stiftskirche bekam. Von etwa 1430 bis 1456 baute Aberlin Jörg das Langhaus zu einer dreischiffigen verbreiterten Hallenkirche um, indem er den Friedhof aufließ, die dortigen Chorherrn-Häuser nebst denen westlich der alten Kirche abbrach und sie neu errichten ließ. Am Umbau waren die Bürger insofern beteiligt, als sie Kollektengelder gaben und Frondienste freiwillig leisteten. Dafür bestätigte ihnen der gräfliche Stadtherr ein altes Recht, daß jeder Bürgersohn oder jede Bürgertochter, die gegen den Willen ihrer Eltern heirateten, selbst des Pflichtteils verlustig

gingen. Beide Brüder ließen 1433 den alten Marktplatz mit Steinen pflastern und stellten in seine Mitte ein prachtvolles Herrenhaus im Fachwerkstil in Anlehnung an die Rathäuser von Esslingen und Markgröningen. Wie üblich befanden sich unten das Kaufhaus (in offenen Lauben die Brot- und Fleischbänke) und oben die Gerichtsstuben, in denen aber nicht die Bürger richteten, sondern der gräfliche Stadtherr. Im Dachstock waren die Kornschranken untergebracht, also der Fruchtkasten (1820 abgebrochen). Generationen bauten an den Mauern um die St.-Leonhardsvorstadt, während die Mauern der Innenstadt noch verstärkt und deren Tore nachts gegen die Neustadt abgeschlossen waren.

Das Wohnen der Brüder in einer nicht allzugroßen Schloßanlage nahm dann unerträgliche Formen an, als der ältere Ludwig Mechthild von der Pfalz und der jüngere Ulrich Margareta von Cleve, von Vater- und Mutterseite vorwiegend burgundisch-französisch geprägt, geheiratet hatten. Auf Betreiben Ulrichs, geschürt von Henriette kam es zur Teilung der Grafschaft. Ulrich residierte in Wirtemberg-Stuttgart, Ludwig in Wirtemberg-Urach (1442).

Ulrich besaß also noch knapp die Hälfte Land im Vergleich zu seinem Großvater, dem Mildens. Mit schmälere Mitteln hielt aber Ulrich verschwenderischen Hof. Seine erste Frau starb 1444, er nahm zur zweiten Frau Elisabeth von Baiern (die Stamm-mutter des späteren Gesamthauses von Wirtemberg) und inszenierte wieder prunkvolle Turniere (das Volk gab ihm den Beinamen der Vielgeliebte), wozu er den Turnieracker, den ersten Sportplatz Stuttgarts planieren ließ. Rings um den Turnieracker legte er nördlich des großen Grabens eine neue Vorstadt an, die lange Zeit den Namen Turnierackervorstadt geführt hat. Später hieß sie Spital- oder Reiche Vorstadt. 1451 ist Elisabeth von Baiern in Landshut, wohin sie wegen der Pest geflohen war, gestorben. Zwei Jahre darauf ehelichte der Witwer Margarete von Savoyen (gest. 1479). Zusammen hatte er acht Kinder. Margarete von Savoyen war schon zweimal verheiratet mit einem König (ein Anjou), dann mit einem Kurfürsten (Ludwig von der Pfalz). Ihr Vater war der auf dem Basler Konzil als Felix V gewählte Papst, der fromme Herzog Amadeus von Savoyen, der eine große legitime Kinderschar mit Marie de Bourgogne hatte. Die gelehrte Margarete galt als schöne Fürstin, sie gebar Ulrich vier Töchter.

Nun begann das Unglück. 1450 starb Bruder Ludwig in Urach. Er hinterließ einen Sohn, den späteren Eberhard (im Bart). Für ihn bot sich Ulrich zum Vormund an. Mutter Mechthild dagegen beauftragte ihren

Bruder Friedrich (den Siegreichen) von der Pfalz mit der Vormundschaft. Der Uracher Adel hielt zur Pfalz, Ulrich bewegte die Bürger beider Residenzen, seine Vormundschaft zu unterstützen. Im vornherein waren die Bürger-Delegationen für die Einheit des Landes, sie anerkannten die Trennung nicht. Im Sommer 1457 fand ein Landtag beider Teile statt, auf dem die Bürger sich die Unterstützung des Grafen Ulrich durch Mitbestimmung teuer bezahlen ließen. Der Graf sollte künftig mit dem Rat und nach dem Rat von Rittern, Prälaten und Landschaft regieren, da er kein guter Haushalter sei, sondern ein Schuldenmacher. Die führenden Landtagsmitglieder – ihre Namen sind nicht bekannt – waren Stuttgarter Bürger, wie der Verfasser richtig formuliert, die künftigen Patrizier oder die vermögende Ehrbarkeit.

Während Urach einen Streit mit der Pfalz vermied, provozierte ihn Ulrich. Seine dritte Frau hatte Gebiets- und Geldforderungen an die Pfalz, er ließ sich zum Parteigänger des fehdelustigen Albrecht Achilles, des Brandenburgers machen, er fiel mit seinen Rittern ins Pfälzische ein, der Kaiser und der Markgraf Karl von Baden unterstützten ihn, aber in der Schlacht von Seckenheim (30. Juni 1462) verlor das Heer des Fürstenbundes gegen den „bösen Fritz“. Der badische und der württembergische Graf wurden in die Gefangenschaft auf Schloß Heidelberg abgeführt. Der Sieger verlangte Unsummen von Lösegeld und hohe Vermögensabgaben der Städte, um ein für allemal einen Einfall in seine Pfalz zu verhindern. Folge: Stuttgart verarmte, Urach wurde reich.

Gewaltige Pläne wurden bekannt. Der Sieger plante Stuttgart in seine Lehenshoheit zu bringen, Ulrich plante neuen Glanz durch die Verlegung des Rottweiler Hofgerichts nach Stuttgart, aber der Dank Habsburgs für Kriegshilfe blieb aus. Obwohl auf Jahrzehnte verschuldet, hat Ulrich nach seiner Freilassung (zehnmonatliche Haft) in Stuttgart das erste Kloster, ein Dominikanerkloster errichtet und so die traditionelle Klosterpolitik seiner Ahnen durchbrochen, die von ihren Gebieten Klöster fernhielten. Ob aus Ruhmsucht oder Liebe zur Stadt?

In zwei Jahren stand der Bau (Aberlin Jörg), Kaiser

Friedrich III besichtigte ihn, die ersten zwölf Mönche kamen aus Nürnberg, sie sollten wie in den größeren Reichsstädten die Predigt und die Seelsorge ausüben. Reich ist das Kloster, ein Nachzügler der Dominikaner-Bewegung, nicht geworden, dafür sorgten schon die Stiftsherren und die übrigen Sprengel der Bettelorden, die die Grafschaft unter sich bereits aufgeteilt hatten.

Wenn Ulrich gegen eine sehr kontroverse Literatur vom Verfasser auch der Bau der dritten, der Reichen Vorstadt zugeschrieben wird, so mag das seine Richtigkeit haben, gerade wegen der italienisierenden schachbrettartigen Anlage. „Der Bau dieser Neustadt (etwa mit Begrenzung durch die heutigen Straßenzüge der Tübinger-, Paulinen-, Weimar-, Schloß- und Bolzstraße) war für ihre Zeit ein Riesenunterfangen. Sie bedeckt mehr Fläche, als die Altstadt und die Leonhardvorstadt zusammen, und sie greift weit nach Westen, Norden und Nordosten über die älteren beiden Städte aus“ (S. 281). Eine so riesenhafte Planung, die weit über die Bedürfnisse der mittelalterlichen Stadt hinausging, hat, wie der Verfasser geschickt verteidigt, ihr Planform vor 1460, also vor dem Fürstenkrieg gegen die Pfalz gehabt, sie wurde nach dem Krieg von Ulrich selbst gekürzt, ohne daß der ganze Plan hätte rückgängig gemacht werden können. Vor 1460 also standen Rotbühl- und Büchsenor und behelfsmäßige Stadtmauern und jene Häuserblöcke, die nach Gabelkhover von den Bürgern selbst zum Teil errichtet wurden, den reichen, den Patriziern. Sicher sind auch Anregungen von der gelehrten und in südlichen Städteanlagen bewanderten Margarete von Savoyen ausgegangen. Eine solche Baulust in wenig Jahren mag die Stuttgarter Landtagsdelegation in Leonberg 1457 mitbestimmt haben, ihrem Stadt- und Landesherrn eine gute Haushaltung abzusprechen. Jedenfalls hat Eberhard im Bart nur vollendet an Mauern und Türmen, was sein Onkel Ulrich begonnen hatte. Das darf als sicheres Ergebnis für den Bau der großartigen dritten und letzten Stadt vor dem 19. Jahrhundert zur Kenntnis genommen werden. Auf diesem Feld hat der Verfasser bestimmt die Erforschung der Baugeschichte der Stadt weiter gebracht. Sie verdient hohes Lob.